

5/1970 • 1,– M
MAGAZIN DES SOLDATEN
ARMEE
Rundschau



Gefreiter Weise fragt:
Jeder weiß, daß die Sowjetunion eine ungeheuer starke Militärmacht ist, mit der wir ein festes Bündnis haben.
Ist unser eigener Verteidigungsbeitrag dabei überhaupt noch von Bedeutung?

Soldat Gärtner fragt:
Unser Essen taugt nichts.
Das vermiest mir den ganzen Dienst. Haben Sie dafür auch ein Rezept?

Oberst Richter antwortet



Eine Gegenfrage an Sie: Jeder weiß, daß die NVA eine modern ausgerüstete, kampfstarke Armee ist. Ist Ihre eigene Kampfkraft dabei überhaupt noch von Gewicht? Die Antwort können Sie sich selbst geben. Deshalb möchte ich Ihnen noch einige Grundwahrheiten deutlich machen.

Die Pflicht zur Verteidigung unseres eigenen Vaterlandes ist zuerst einmal unsere ureigenste Sache selbst, obwohl es sicher und auch vertraglich verbrieft ist, daß die Sowjetarmee vom ersten Tag an an unserer Seite steht, was sich in der Praxis bekanntlich schon mehrfach als sehr heilsam erwiesen hat.

Aber deshalb der Sowjetarmee etwa die Rolle einer sozialistischen Schutztruppe zuzuordnen, die sich überall für ihre Verbündeten schlägt, wo es brennt, wäre alles andere als sozialistisch und internationalistisch gedacht. Nein, von der nationalen Pflicht zur Verteidigung des eigenen sozialistischen Vaterlandes bleibt keiner entbunden. Und auch nicht von der internationalen Pflicht zur Verteidigung der sozialistischen Vaterländer in ihrer Gesamtheit. Das ist eine der großen Lehren Lenins. Vaterlandsverteidigung heißt nämlich auch Verteidigung des Sozialismus als Vaterland! Auch ist es unerheblich, ob das Land und sein Volk geographisch oder zahlenmäßig klein sind. Jedes leistet seinen Beitrag so wie es das vermag.

Vielleicht erinnern Sie sich dabei auch der alten und stets wieder neuen Weisheit, daß in der Einigkeit die Stärke liegt, weil sich durch die Vereinigung der einzelnen Kräfte diese vervielfachen. So wie die geballte Faust stets stärker ist, als die Summe der fünf einzelnen Finger, wobei der kleine Finger in dieser Faust keinesfalls der unwirksamste dabei zu sein braucht.

Nach diesem Gemeinsamkeitsprinzip ist die Rolle der NVA im System der Warschauer Verteidigungskoalition konkret bestimmt. Unsere Armee trägt dabei eine relativ gewichtige Verantwortung, die auch von Ihnen ständig mit verwirklicht werden muß.

Dafür habe ich zwar kein Kochrezept, aber doch eine ziemlich brauchbare Würze. Und die scheint mir das wichtigste, denn Rezepte für Großküchen gibt es genug.

Und die Portionen? Für die Angehörigen der NVA sind auch sie ausreichend. (Übrigens: Die Normen standen in der AR 11/69.) Was es nun allerdings nicht überall gibt, sind genügend erfahrene, gut ausgebildete Berufsköche; hin und wieder stehen deshalb auch Fleischer oder Bäcker am Kochkessel. Wenn jedoch dem Kommandeur die Küche weniger im Magen, dafür aber mehr am Herzen liegt, kann dennoch ein gutes Menü auf den Tisch kommen. Schließlich hat auch er viele „Man nehme ..."

Man nehme zum Beispiel die sozialistische Hilfe benachbarter Truppenteile oder Betriebsküchen in Anspruch – zumindest, was ihre Erfahrungen angeht. Oder man nehme, was noch wichtiger ist, die Ratschläge der in jedem Truppenteil bestehenden Prüfungskommission für Verpflegung in Anspruch und beschränke sich nicht nur auf die Analyse des Salzgehalts und der Suppentemperatur. Vom wohlüberlegten Einkauf über die ebenso wohlüberlegte Speisenplangestaltung und die -bereitung bis zum kulturellen Servieren geht diese Verantwortung. Dabei kann es ganz nützlich sein, ab und zu die (Essen-) Produzenten mit den (Essen-) Konsumenten zusammenzubringen; solche kritischen Beratungen sind oft eine der besten „Würzen". So haben Sie also recht: Die Liebe zum Dienst geht auch durch den Magen. Ein guter Kommandeur berücksichtigt das und organisiert sowohl die Anleitung wie die Kontrolle der Küche, auf daß es allen schmecke.

Ihr Oberst



Protzen-Ede

Von Major Ernst Gebauer



Richtkanonier Kautz, ein ehemaliger „Protzenede".



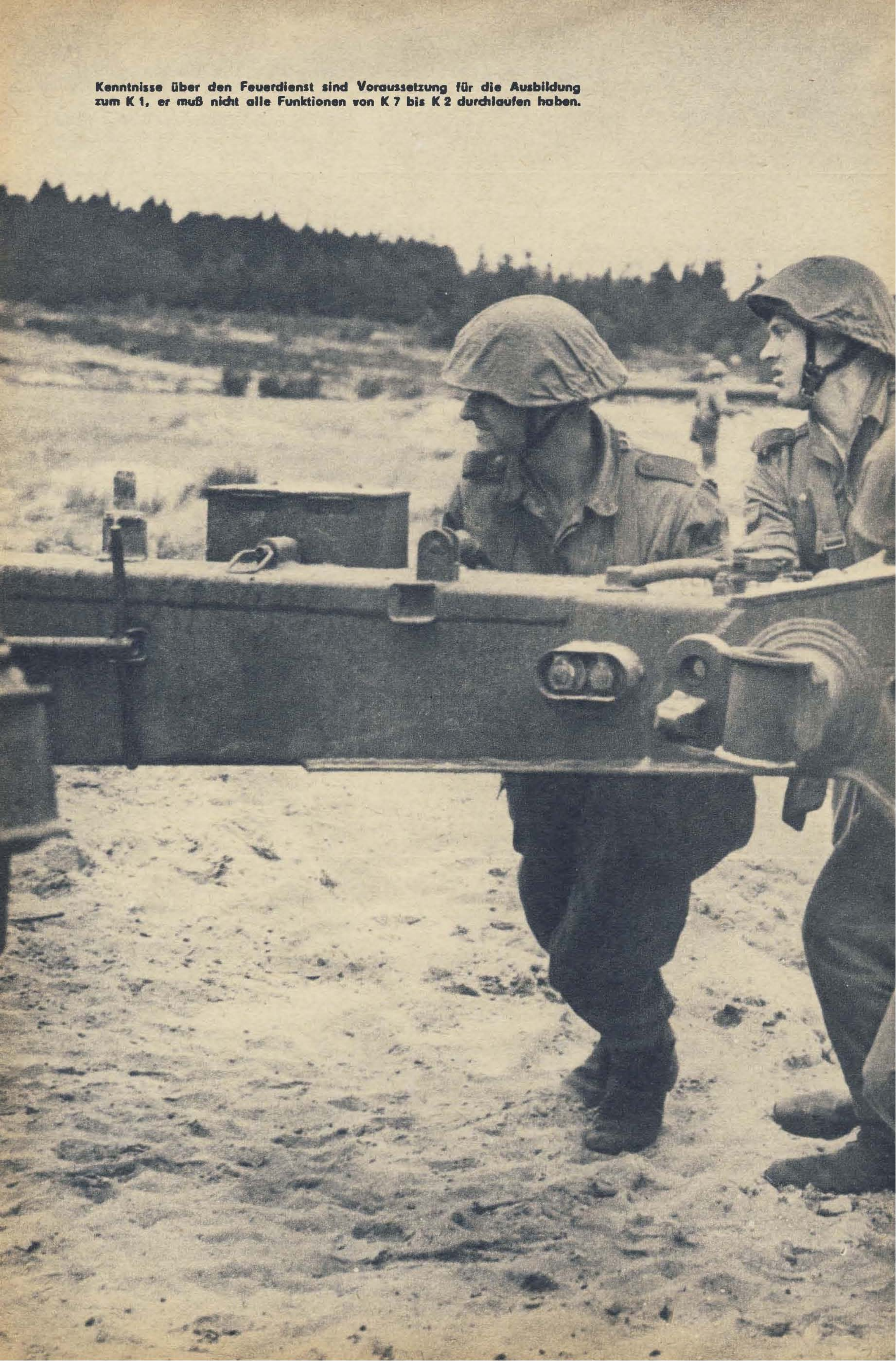
„Batteriiie – auf B-Stelle – Splittersprenggranate – Splitterzünder . . .
3. Geschütz – ein Schuß laaaden . . . !"
Weithin hallt die energische Stimme des Batterieoffiziers durch die Feuerstellung. Die Kanoniere hantieren hastig.
„Feuer!"
Der Schuß bricht. Erneut meldet sich über Funk die B-Stelle. Wieder schwirren Zahlen durch den Äther, werden vom Batterieoffizier den Kanonieren mehr zu-

gebrüllt als zugerufen. Eilig greifen, drehen, tragen vierzehn Hände in wohldurchdachter Reihenfolge. Fehlte ein Handgriff, würde die Granate ihr vorbestimmtes Ziel nicht erreichen. Vierzehn Hände, sieben Kanoniere, in der „Rangfolge“ gegliedert vom K 1 bis zum K 7, dem „Protzen-Ede“.
Dieser Spitzname wird am 3. Geschütz keineswegs abwertend gebraucht. Der K 7 als letzter Munitionskanonier, der mit dem Ansetzer die Granate ins Rohr schiebt, pflegt und wartet auch die Protze. Ohne sie könnte man das Geschütz keinen Meter fortbewegen. Seine Funktion, obwohl die letzte in der Reihenfolge, ist nicht weniger notwendig als die der anderen Kanoniere.
Wird er aber immer der „Protzen-Ede“ bleiben?

—

Die Beine über den Holm gespreizt, das rechte Auge fest an das Okular des Richtaufsatzes gepreßt, so nimmt





Kenntnisse über den Feuerdienst sind Voraussetzung für die Ausbildung zum K 1, er muß nicht alle Funktionen von K 7 bis K 2 durchlaufen haben.

Kanonier Kauz die Werte auf, deckt sie ab. Es kommen Korrekturen: Minus 1/27; in wenigen Sekunden muß er diesen Wert von 54/85 subtrahieren.
Der Richtkanonier ist die Ruhe selbst. Nichts läßt darauf schließen, daß es heute sein erstes Schießen in der Funktion des K 1 ist. Nur in der Feuerpause schaut er gelegentlich nach hinten zum Platz des K 7, den er vor zwei Monaten noch innehatte.
Erinnerungen steigen in ihm auf: Da war der erste Feuerdienst an der Kanone. Der verwirrende Eindruck, den die technische Konstruktion des Geschützes hinterließ und den Wunsch nährte, es zu be-





herrschen. Die Zweifel, ob er mit seiner siebenklassigen Schulbildung jemals dazu fähig sein würde. Auch die aufmunternden Worte des Geschützführers, die ihm Mut machten. Der K 1-Lehrgang mit den vielen mathematischen Aufgaben, die er alle dreimal durchrechnen mußte, um sie zu begreifen – während die anderen Genossen im Kino saßen. Dann seine Freude über die Note 1 bei der Prüfung. „Nun hast du es doch geschafft!" Hat er diesen Satz nur gedacht? Oder sprach er ihn laut?...

—

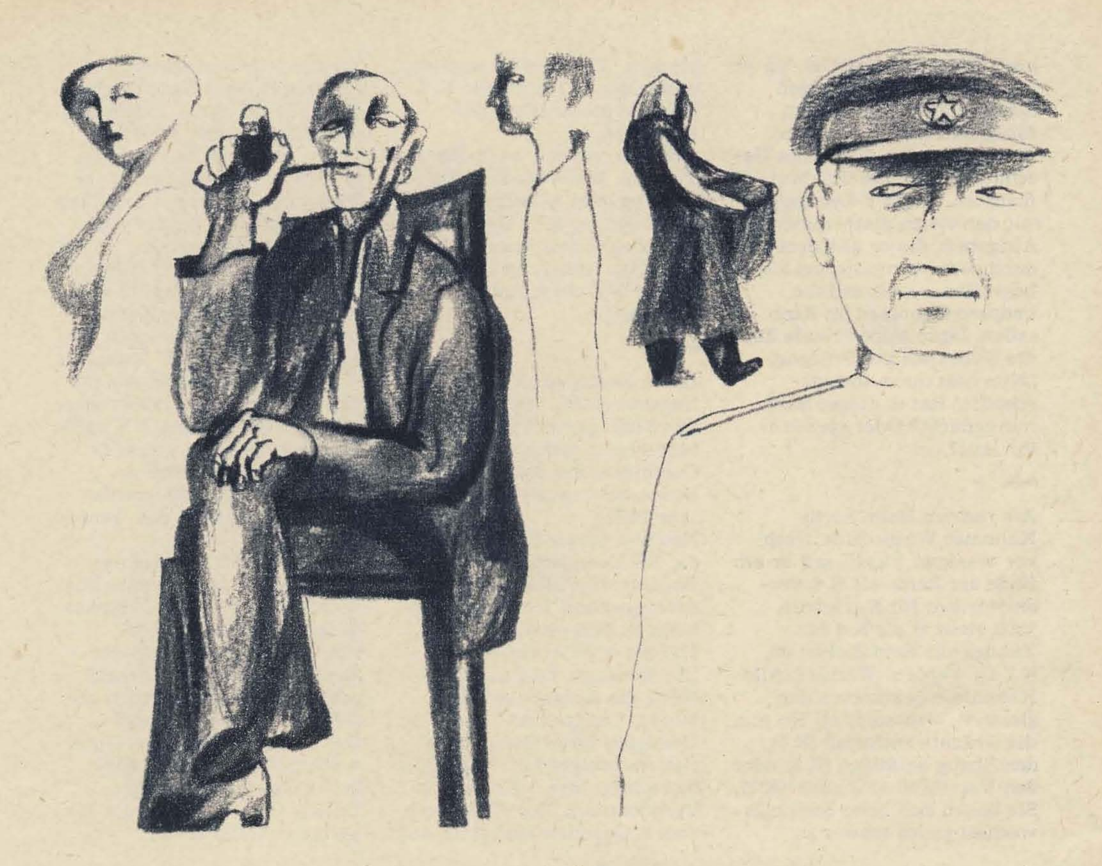
Am rechten Holm hockt Kanonier Wuthschick. Noch vor wenigen Tagen saß er am Ende der Reihe als K 6, verantwortlich für Kartusche, jetzt stellt er als K 4 den Zünder ein. Sein Ziel ist es, K 1 zu werden. Warum? Alle Kanoniere bekommen den gleichen Wehrsold, ob sie nun die Granate entfetten (K 5), den Abzug betätigen (K 3) oder den Verschluß schließen (K 2). Sie haben sich beim Stellungswechsel gleich schwer zu placken. Keiner wird geschont, weder der K 1 noch der K 7. Kurz ist die Antwort des Kanoniers: „Ich interessiere mich für die Technik. Wenn Kauz in die Reserve geht, brauchen wir einen neuen K 1. Das möchte ich sein. Vorher werde ich ihn vertreten lernen. In einem Monat beginnt mein K 1-Lehrgang."

—

Das 3. Geschütz trägt die Nummer 5197, vier Ziffern in den Stahl gemeißelt. Nichts besonderes, wenn man die Geschichte der Kanone nicht kennt. Sie begann im Frühjahr 1967.
Neu war dieser Kanonentyp in die NVA eingeführt worden. Bei einer Vorführung, der Armeegeneral Hoffmann beiwohnte, feuerte die Kanone 5197 als erste in der Armee. Die damalige Bedienung erfüllte die Aufgabe mit der Note 1. Längst sind diese Genossen Reservisten, doch alle nachfolgenden Kanoniere betrachten ihre Leistung als Verpflichtung. Die Kanoniere vom 3. Geschütz sind stolz, daß sie alle weiteren Feueraufgaben mit ihrer Kanone ebenfalls mit der Note 1 erfüllten. Ihr Stolz ist umso verständlicher, weil sich dahinter die großen Anstrengungen aller Kanoniere verbergen. Leistung muß erarbeitet werden. Das beginnt beim Geschützexerzieren, beim ständigen Training der Handgriffe und der Bereitschaft der Kanoniere, über ihre Funktion hinaus mehr zu lernen. Dabei ist die für den schnellen Ablauf des Feuerdienstes notwendige „Rangfolge" K 1 bis K 7 keine Barriere, sondern vielmehr eine unbedingte Voraussetzung für das erfolgreiche Zusammenwirken des ganzen Kollektivs.
„Wohl beginnt man bei der Artillerie oft als ‚Protzen-Ede', doch keiner bleibt es 18 Monate lang. Denn wenn die erfahrenen Kanoniere in die Reserve gehen, wird Ersatz gebraucht. Dafür müssen wir Geschützführer sorgen."
Das ist die Antwort von Unterwachtmeister Vierow, derzeitig Geschützführer am dritten Geschütz, auf die eingangs gestellte Frage.

Keiner schont sich. Feuerdienst ist Gemeinschaftsarbeit. Jeder unterlassene Handgriff macht es dem anderen schwerer, stellt den Erfolg in Frage. Die Bedienung Vierow handelt danach. Sie meldet nach jedem Schuß – Volltreffer!





Die Rechnung

Grigori Baklanow

Es war im Monat Mai, schon sechs Tage war der Krieg zu Ende, und wir standen immer noch in dem deutschen Dorf: Vier Aufklärer und ich, ihr Vorgesetzter. Eine friedliche Maisonne beschien alles: Das Getreide auf den kleinen Feldstreifen, die roten Ziegeldächer, die rosigen Schweine und die des Morgens gutmütig grüßenden Bauern. Sie hatten sich ohne große Bedenken in die Nachkriegsverhältnisse hineingefunden, und zwar so einfach, als brauchte man dazu nur die Stiefel gegen Filzpantoffel auszutauschen, dieselben Filzpantoffel, die sie sechs Jahre zuvor ausgezogen hatten, um Stiefel anzuziehen. Vom Krieg sprachen sie nicht gern, sie schüttelten nur mißbilligend den Kopf und sagten, Hitler sei an allem schuld, nun solle er sich auch für alles verantworten. Sie hatten ihre Stiefel ausgezogen.

Frühmorgens, wenn ich Koppel und Pistole über die hölzerne Bettstelle gehängt hatte und frühstückte, trat er mit der Pfeife zwischen den Zähnen ein und begrüßte den „Herrn Offizier". Zuerst von der Tür aus, aber nach ein, zwei Tagen saß er schon am Tisch, die Beine übereinandergeschlagen. Seine leicht zusammengekniffenen Augen strahlten gutmütig. Man hörte, wie seine Frau draußen mit dem Melkeimer scheppernd über den Hof rannte. Sie hatte ihm schon mit achtzehn Jahren einen Sohn geboren und war jetzt zweiunddreißig, sah aber gar nicht aus wie die Mutter des langaufgeschossenen mageren Sprößlings, der seinen Vater um einen halben Kopf überragte. Zuerst glaubten wir, er sei gar nicht ihr Sohn, sondern stamme aus einer früheren Ehe des Mannes. Gleich am ersten Tag bat mich der Hausherr um Erlaubnis, mit seiner Frau auf einem anderen Hof bei Verwandten übernachten zu können, schließlich sei seine Frau noch jung und hier wären Soldaten ... Damit ich keine Skrupel hätte, bliebe der Sohn hier. Aber all seine Habe, die Kühe und die Schweine, blieben ja bei uns, und mir war durchaus klar, weshalb der Sohn im Hause nächtigen würde.

Sie gingen fort, wenn die Sonne sank, der Junge aber klirrte bis in die tiefe Dunkelheit hinein in den Scheuern mit den Schlüsseln. Wir beachteten ihn nicht. Die Aufklärer hatten sich im Hof versammelt, sahen zu, wie die Sonne unterging, und sangen leise zweistimmig von einem Kosaken, der in den Krieg ritt, und das Lied, hundertfach gehört, machte einem hier in Deutschland das Herz schwer.

Noch in der Morgenkühle kamen die Hausherren zurück. Er ging den „Herrn Offizier" begrüßen, sie lief gleich geschäftig über den Hof, mischte mit ihren vollen rosigen Armen das Schweinefutter. Alles ging ihr rasch von der Hand. Im Hof saßen meine Aufklärer träg in der Sonne, sie aber rannte vom Kuhstall ins Haus, vom Haus in den Kuhstall und roch nach Stall, Kuhmilch und heißem Schweiß. Und wenn sie, die Arme in die Seiten gestemmt, im Schweinestall stand und die sich um den Trog drängenden quiekenden Ferkel gegen ihre gespreizten nackten Beine stießen, erschien sie mit ihren breiten Hüften, den üppigen Formen und dem besorgten Gesicht eines drallen Säuglings zwischen den sich tummelnden Schweinen wie ein Denkmal der Sattheit und Zufriedenheit. Der Bauer aber war knorrig und sehnig, er hatte schmale Schultern und kräftige Hände, und die Pfeife zwischen seinen Zähnen ging nie aus. Doch hinter seinem bedächtigen Gang, hinter seinem ganzen biederen Gebaren spürte man eine sorgsam verborgene militärische Straffheit.

So saß er auch diesen Morgen am Tisch, während ich frühstückte, und versuchte vorsichtig ein Gespräch anzuknüpfen. Ich sah ihn über den Rand des Glases an und hatte entsetzliches Heimweh, als stünden wir nicht erst sechs kurze Tage, sondern hundert Jahre hier in diesem blitzsauberen deutschen Dorf, das wie durch ein Wunder abseits geblieben war von der großen Heerstraße des Krieges. Nur eins war angenehm an diesem Tag: Im Hof harrte meiner ein nagelneues Motorrad. Die Aufklärer hatten es erst am Morgen gebracht, und ich konnte es noch nicht in Augenschein nehmen.

Da kam Magda mit ihrem starren Greisengesicht und den kräftigen, bis zum Ellenbogen entblößten Armen, einen feuchten Eichenzuber an den Leib gepreßt, am Fenster vorbei. Sie hatte eisenbeschlagene Knobelbecher an den Füßen. Seit dem Herbst arbeitete sie bei unseren Wirtsleuten. In diesem Dorf war scheinbar nur für sie allein noch kein Frieden, so wie es für sie auch keine Zukunft mehr geben konnte. Alles, was sie jemals besessen hatte, lag in der Vergangenheit, doch bei ihrer unverwüstlichen Gesundheit hatte sie noch ein langes Leben vor sich.

Ihr Mann war Kommunist gewesen. Auf einer Versammlung hatte man ihn mit einem Messerstich in den Rücken ermordet. Sie hatten einen Sohn gehabt — einziges, spätgeborenes Kind. Mit ihm hatte sie ein zweites Mal gelebt, nun schon nicht mehr ihr eigenes Leben, sondern nur für ihn. Vierundvierzig fiel er an der Front.

Der verschlafene Margoslin trat barfuß und ohne Koppel auf sie zu und ergriff den Zuber. Sie hielt ihn krampfhaft fest und gab ihn nicht frei, und so standen sie mitten auf dem Hof und zogen beide den Zuber an sich. Dann trug ihn Margoslin leicht auf der Schulter fort, und mit finsterem Gesicht, selbst an diesem sonnigen Tag, ging Magda hinterdrein.

Ich habe kein einziges Mal gesehen, daß meine Aufklärer sich bemüht hätten, den Wirtsleuten zu helfen, weder der Hausherrin mit ihren üppigen Reizen noch dem Sohn. Die einzige, die sie bedauerten, ohne daß sie das hätten erklären können, war Magda, die alte Frau, die im Krieg alles verloren hatte und für Menschen arbeitete, die nichts verloren, sondern sogar noch etwas gewonnen hatten. Ich aß mein Spiegelei aus der Pfanne, goß mir ein zweites Glas Apfelwein ein. Der Wein war hell und durchsichtig, frisch aus dem Keller, und das geleerte Glas mit den feuchten Fingerabdrükken schwitzte noch lange. Dann schnallte ich meinen Schulterriemen um — der Hausherr schaute dabei ehrfurchtsvoll zu — zog das breite Offizierskoppel fest und setzte, jeden Muskel gespannt, das Gewicht der Pistole mit besonderem Vergnügen spürend, die Offiziersmütze auf und trat auf den Hof. Mit zweiundzwanzig Jahren ist man, selbst wenn man den Krieg mitgemacht hat, doch sehr jung, sonst könnten all diese Kleinigkeiten nicht wichtig sein, dazu in Gegenwart eines Deutschen.

Ich schob die vom ratternden Motor bebende Maschine vom Hof. Kaum hatte ich die Füße auf die Pedale gesetzt, als es mit mir davonschoß, der Feldweg raste mir nur so entgegen. Es stimmte, der Krieg war vorbei, und wir standen in Deutschland. Ich drehte den Gashebel auf, spürte nur noch den Wind an den Zähnen und eine schneidende Kälte unterm Herzen — die scharfe Kälte des Lebens. Hinter

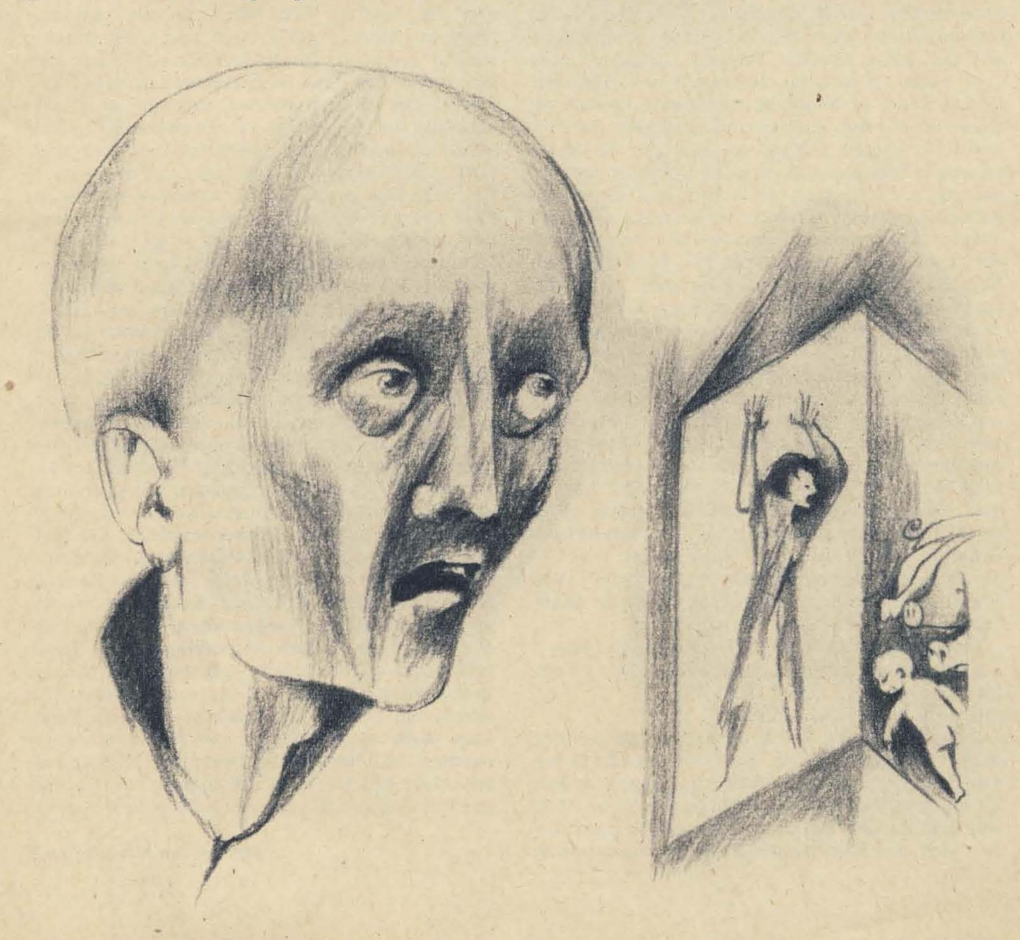
dem Berg lag noch ein Dorf, dort war Wolodja Jakowenko, der Chef der Aufklärer unserer anderen Division. Auch mit nur vier Aufklärern. Die steinige Anhöhe im Wald erklomm ich, mit den Beinen nachhelfend, von dort aus raste das Motorrad mit ohrenbetäubendem Gedröhn und knatterndem Auspuff weiter und bog in die Straße ein. Bäume, Fensterläden, Vorgärten – durch einen Tränenschleier verschmolz alles in zwei Sonnenstreifen zu beiden Seiten der Straße.
Vorn ging ein Weg ab: In der Mitte lag ein Schotterhaufen. Zu Jakowenko ging es nach



rechts. In dem Moment, als ich schon einbog und mich mit dem Motorrad auf die Seite legte, sprang hinter einem Haus ein Hündchen hervor. Genau unter mein Rad. Alles geschah blitzschnell, und die Hände reagierten eher als das Gehirn. Es gelang mir auszuweichen und zu bremsen. Ich wurde aus dem Sattel geworfen, schlug auf den Boden hin und rutschte noch einige Meter durch den Staub, bemüht, mich mit den Händen im Boden festzukrallen.
Wütend sprang ich auf. Am Haus hockte ein etwa dreijähriger Junge und hielt das Hündchen im Arm. Er riß nicht aus, sah mich nur erschrocken mit runden Augen an und preßte das Hündchen krampfhaft an sich.
Beim Aufprall waren meine Stiefelhosen zerrissen, von den aufgeriebenen Handflächen sickerte das Blut auf den Staub. Das ramponierte Motorrad lag auf dem Schotterhaufen, das Hinterrad drehte sich noch. Ich setzte mich auf einen Stein. Die Beine zitterten mir. Ich spie Sand aus. Dumpf bohrte in meinem Gedächtnis immer deutlicher der Gedanke: Das hatte mein Ende sein können. Nach dem Krieg...
Jakowenkos Aufklärer kamen schon angerannt. Sie brachten mich nach und nach ins Haus, erst mich, dann die Mütze, die einer der Burschen auf der anderen Straßenseite aufgehoben hatte.
Während man mir die Stiefel auszog, stand Jakowenko, ein Glas Wodka in der Hand, neben mir.
„Trink", sagte er. „Sind die Knochen heil? Tut's weh? Und hier? Alles in Ordnung! Dann trink schon!"
Als alle anderen hinausgegangen waren, setzte er sich zu mir aufs Bett. Erst da merkte ich, daß er krank aussah. Er roch nach Wodka.
„Weißt du", sagte er, „ich war in einem Konzentrationslager. Hier in der Nähe war nämlich ein KZ, drei Kilometer von hier. Gestern bin ich hingefahren."
Er wischte sich mit der flachen Hand die Stirn. Ich wußte, daß sein Vater, Kommissar eines Panzerbataillons, einundvierzig bei Kiew gefallen war. Zwei Jahre später war aber zu ihnen nach Hause ein Mann gekommen und hatte der Mutter erzählt, er sei mit Wolodjas Vater in einem Lager in Gefangenschaft gewesen und aus Deutschland geflohen. Der Vater habe schon nicht mehr fliehen können und gebeten, den Angehörigen zu sagen, daß er lebe. Die Mutter hatte das alles ihrem Sohn an die Front geschrieben, und nicht gewußt, ob sie es glauben solle oder nicht.
Seitdem hoffte Jakowenko im stillen, sobald wir nach Deutschland kämen, würde er mehr über seinen Vater erfahren. Und je näher das Kriegsende rückte, desto ungeduldiger wurde diese seine Hoffnung.
Gestern hatte er zum erstenmal endlich ein deutsches Konzentrationslager gesehen. Denselben Weg vom Lagertor bis zum Krematorium, den hier Hunderttausende von Märtyrern gegangen waren, war er über blutgetränkten Boden geschritten. Er wußte schon, daß ihm niemals mehr jemand davon erzählen würde,

Illustrationen: Wolfgang Würfel

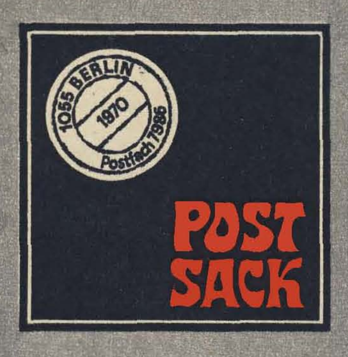
auch wenn unter den für alle Zeit verwehten Spuren die Spur seines Vaters wäre.
„Dort gibt es so einen Graben. Hinterm Krematorium." Er wurde plötzlich totenbleich. „Und darüber Fliegen, grüne... Ich hab nicht gleich begriffen... Auf einmal wurde mir übel. Vielleicht vom Geruch... Dort in dem Graben war Menschenfett. Wenn man die Menschen verbrannte, floß es dort ab..." Er schwankte und preßte beim Sprechen die Handflächen mit den Knien gegeneinander.
„Weißt du", sagte er, „ich habe nur eine Hoffnung: Vater war Kommissar. Und Kommissare wurden ja nicht gefangengenommen... Außerdem hat der Mann gesagt, im Lager habe Vater Jakowlew geheißen. Nicht Jakowenko, sondern Jakowlew. Vielleicht hat er ihn verwechselt? Mutter ist ihm auch nie begegnet."
Was sollte ich erwidern? Ich sagte, das sei doch sehr wahrscheinlich, ja sogar sicherlich eine Verwechslung, ich kenne selbst einige solcher Fälle. Zum Beispiel in unserem Regiment, als wir aus dem Kessel ausbrachen...
Jakowenko saß da und schaute mit geschlossenen Augen vor und zurück. Sein Gesicht war von den Backenknochen an bleich; an den rosigen Schläfen und auf der Stirn trat ihm Schweiß hervor.
„Sie haben mir dort gesagt, die Asche... die Asche der verbrannten Menschen wurde auf der Straße abtransportiert. Man hat sie auf die Felder geworfen."
Er rieb seine Kehle. Ihm war ganz trocken im Mund, und auch seine Stimme klang rauh. „Ich bin zurückgekommen und hab' sie gefragt: ‚Wußtet ihr das alles?' – ‚Nix, nix!' Sie hätten nichts gewußt, sagen sie. ‚Dann seht es euch an!'" Sein Hals lief rot an. „Sie gehen nicht. Wollen nicht gehen. Verstanden? In ihrer nächsten Umgebung hat man Menschen verbrannt. Mit der Asche den Boden gedüngt. Und sie fressen jetzt das Brot."
Ich konnte die Felder am nächsten Tag nicht ansehen. Ich wollte das nicht glauben. Immerhin wußte ich schon, wie leicht es war, die Schuld eines Menschen oder einiger weniger – wenn man wollte – auf alle zu übertragen. Aber alle schwiegen. Die, die es wußten, und die, die nur etwas errieten, ja selbst die, die es nicht gebilligt hatten. Wir fuhren bergab, und der Aufklärer zog die Zügel an, hielt die Pferde zurück. Ich lag im Heu, die Sonne schien, und die erhitzten Pferde rochen nach Schweiß. Durch die Sprossen des Fuhrwerks huschten Felder vorbei. Auf dem lockeren, aschgrauen Boden sproß junges, mit einer hauchfeinen Staubschicht bedecktes Getreide. Es schoß in



die Ähren, glänzte frisch. Doch ich konnte diese Erde und dieses Getreide nicht ansehen.
Wir bogen in die Straße ein, wendeten beim Hof, und der Soldat trieb seine Pferde zurück, denn er hatte es eilig, während ich auf das Haus zuging. Von meinen Jungs war keiner im Hof, die Wirtsleute aber, kaum daß sie meiner ansichtig wurden, versteckten sich im Kuhstall und flüsterten miteinander. Ab und zu sah man ihre erregten Gesichter. Irgend etwas war in meiner Abwesenheit geschehen.
Ich setzte mich auf die Bank, streckte das Bein aus, das ich nur mühsam biegen konnte, und wollte mir eine Zigarette anstecken. Aber ich trug ja die Stiefelhosen von Jakowenko und hatte vergessen, mein Feuerzeug einzustecken. Der Hausherr kam bereits auf mich zu. Ich spuckte auf einen Finger und rieb das an der Seite zerschrammte Koppel. Der Hausherr war noch freundlicher als sonst. Als er in meiner Hand eine Zigarette sah, bot er mir sogleich Feuer an, aber ohne Hast, wie einem guten Bekannten. Dann setzte auch er sich auf die Bank, sozusagen ein Mann zum anderen.
Schon beim Anrauchen hatte ich mit einem Auge bemerkt, daß die Bäuerin in den Schweinestall lief. Sie sah wütend aus und zugleich erschrocken, als sei sie drauf und dran, sich zu erniedrigen. Der Hausherr bemerkte von alledem nichts. Er schmauchte seine Pfeife, und die Sonne wärmte uns beide gleichermaßen auf der Bank unterm Fenster. Indessen kam sein Sohn auf uns zu, Notizbuch und Bleistift in der Hand. Er blieb vor mir stehen, das offene Büchlein vor den Augen, und räusperte sich, als wollte er singen. Ich sah zu ihm auf. Als er zu sprechen begann, sanken seine Schultern herab, sein Hals reckte sich vor Aufregung. Er sprach schnell, und ich verstand nur einzelne deutsche Wörter. Doch er wiederholte alles immer wieder, und schließlich begriff ich. Es stellte sich heraus, daß in meiner Abwesenheit einer der Aufklärer ein Schwein erschossen hatte.
„Erschossen, erschossen!“ wiederholte er und unterstrich mit Gesten, wie das passiert war. Margoslin kam über den Hof gesprungen. Seine neue Lederjacke glänzte in der Sonne. Er ging auf Spähtrupp, deshalb benahm er sich ungezwungen. Der Junge sah ihn nicht. Flecken von der Erregung im Gesicht, redete er weiter: „Es war ein gutes Schwein. Dreißig Kilo wog es und hätte noch weiter wachsen können. Aber es waren schon dreißig Kilo vollwertiges Schweinefleisch, und das Kilo kostet . . .“
Er hatte schon einmal gesagt: „Es kostet“. Von Kindheit an kannte ich dieses deutsche Wort. Damals hatte ich den Vers gelernt:
„Guten Tag, Frau Meier! Was kosten die Eier?“ — „Acht Pfennig.“ — „Acht Pfennig? Das ist mir zu teuer!“
Die gute, gute Frau Meier!
In diesem Krieg hatte es einen SS-General Mayer gegeben, einen Henker und Sadisten. Die Füße unter der Bank, die Hände aufgestützt, saß der Hausherr da und wippte leicht vor und zurück. Seine knochigen Schultern hoben sich, der Kopf verschwand fast dazwischen. Er sagte die ganze Zeit kein Wort, lauschte nur und ließ mit geschlossenen Augen die rauchende Pfeife nicken. Ich schaute unwillkürlich auf seine Hände, deren Finger die Banklehne umklammert hielten. Er waren große Arbeiterhände. Rings um die breiten Fingernägel hatte sich etwas Schwarzes eingefressen. War es Erde? Oder vielleicht Asche?
Der Deutsche nickte mit der schmauchenden Pfeife, und sein Sohn zählte in meiner Gegenwart wieder zusammen, was schon die ganze Familie ausgerechnet hatte. Ich sollte mich überzeugen und selber sehen, daß man mich nicht betrog und daß ich für das gute Schweinefleisch nur einen bescheidenen Preis zu zahlen hätte. Seine Nase erblaßte, seine Handbewegungen wurden hastig. Das Notizbuch dicht vor den Augen, las er den Namen dessen, der das Schwein erschossen hatte. „Soldat Makaruschka“. Und sah mich an. Ich begriff nicht gleich, daß dieser mühevoll herausgebrachte „Soldat Makaruschka“ der jüngste meiner Aufklärer, Makaruschka, war. Er war in einem befreiten ukrainischen Dorf zu uns gestoßen und hatte sich an mich, den ersten Offizier, dem er begegnete, gewandt. Barfuß, verwildert und — man sah es seinen Augen an — sehr hungrig, bat er, wir sollten ihn mit an die Front nehmen. In diesem Dorf kannte ihn keiner, er war erst im letzten Frühjahr vor der Schneeschmelze hierher gekommen und auch damals barfuß gewesen. Durch seine zerrissenen Hosen hatte man die blaugefrorenen Knie gesehen. Die Frauen hielten ihn für leicht beschränkt und gaben ihm ab und zu aus Mitleid zu essen. Da man ihn für töricht hielt, war er auch nicht nach Deutschland verschleppt worden.
Er hatte sich rasch an die Aufklärer gewöhnt, aber wenn er erzählte, gebrauchte er noch lange den Ausdruck „die Russen“ — so hatten die Deutschen gesagt, und die Bewohner der okkupierten Gebiete hatten es von ihnen übernommen. Er war still und harmlos, und nun, da er sich etwas herausgefuttert hatte, besaß er Bärenkräfte. Ich kann mich schon nicht mehr erinnern, wer ihn eigentlich Makaruschka getauft hatte, aber dieser Name paßte erstaunlich gut zu dem gesunden, ruhigen Burschen. bald nannten ihn alle so, und sein wirklicher Name geriet in Vergessenheit. Einmal, als wir zu zweit auf Beobachtungsposten saßen, erzählte er mir von sich. Er stammte aus einem Partisanendorf. Fast alle Männer waren in die Wälder gegangen, auch sein Vater, aber die Deutschen ließen seltsamerweise die Familien in Ruhe und rächten sich nicht. Doch eines Nachts wurde eine Razzia veranstaltet. Man trieb die Einwohner in die Schule, verriegelte die Türen und setzte das Gebäude in Brand. Wer aus der brennenden Schule zu springen versuchte, wurde im Fenster erschossen. Dort im Feuer kam auch seine Mutter um. Doch so überraschend die Razzia auch war, ihre Kinder hatten viele Mütter noch verstecken können. Sogar ein Teil der Einwohner konnte sich verber-

Fortsetzung auf Seite 87





In jedem Falle

Mein Mann war 10 Jahre Offizier der Volksmarine. 1968 reichte er u. a. aus gesundheitlichen Gründen ein Entlassungsgesuch ein, welches damals nicht befürwortet wurde. Inzwischen zogen wir aber innerhalb eines Ringtausches in seinen früheren Wohnort. Die Umzugskosten wurden nicht erstattet. Nun wurde mein Mann Ende 1969 doch in die Reserve versetzt. Kann man den Antrag auf Erstattung der Umzugskosten erneuern?

Gudrun George, Schmalkalden

Unbedingt, denn entlassenen Berufssoldaten werden diese Ausgaben erstattet.

Grenzersuche

In den Jahren 1961/62 diente ich in der Grenzkompanie Hoffmann, im Zug Lukas, als Gruppenführer, zusammen mit dem Genossen Habermann. Wir beide möchten mit unseren ehemaligen Kameraden wieder in Verbindung treten. Wo seid Ihr, Genossen Unger, Gärtner, Seifarth, Möschke, Braun u. a.? Schreibt uns einmal!

Unteroffizier d. R.
Winfried Drechsler,
66 Greiz, Neuer Weg 4 a

Probleme junger Menschen

Die Erzählung „Der Entschluß" im Heft 2/70 hat mir sehr gut gefallen. Mir erging es ähnlich wie den beiden jungen Leuten. Seit Kindesjahren habe ich den Wunsch, zur See zu fahren. Als er nun erfüllt werden konnte, habe ich mich nicht entschließen können, meiner Freundin beizubringen, daß wir uns für längere Zeit nicht sehen werden. Ich hatte Angst, sie könnte mich nicht verstehen. Durch meine Einberufung zur Armee konnte ich dann doch nicht zur See fahren. Ich erzählte ihr jetzt von meinem inneren Konflikt. Ich möchte damit sagen, daß Ihre Erzählung aus dem Leben gegriffen ist, und man nicht behaupten kann, es sei ein Einzelbeispiel.

Soldat Jänichen, Oranienburg

Der Entschluß des Soldaten in der Erzählung ist als sehr positiv zu bewerten, man darf aber auf keinen Fall die Lehrerin zu stark verurteilen. Meine Meinung ist, daß jeder seine Aufgaben dort zu lösen hat, wo er hingestellt wird, und daß er seine Arbeit auch unter weniger guten Bedingungen exakt zu erfüllen hat. Das ist vielleicht schwer, lohnt aber.

Leutnant Reinhold, Walbeck

Afrikanisches Lob

Ich bin Student aus Algerien und studiere in der DDR. Mir gefällt es ausgezeichnet hier. Alle Freunde bei uns lesen die AR gerne. Wir lernen dadurch Deutsch und bilden uns auch gesellschaftswissenschaftlich weiter. Allen Mitarbeitern der AR möchten wir unser Lob aussprechen. Wo kann man noch ältere Hefte des Soldatenmagazins erhalten?

Balla Chaika, Leipzig

Teilen Sie uns bitte Ihre genaue Anschrift mit.

Zweiteilung

In unserer Brigade gab es einen großen Streit: War das 42er Maschinengewehr, welches im zweiten Weltkrieg von der Wehrmacht verwendet wurde, ein lMG oder ein sMG?

Manfred Kreher, Großbrückerswalde

Das MG 42 (Kaliber 7,9 mm) konnte als lMG mit Zweibein und als sMG auf einer Lafette benutzt werden.

Es geht um 30 Mark

Am Monatsende habe ich geheiratet. Steht mir für diesen Monat das Wohnungsgeld bereits zu oder nicht?

Unterfeldwebel Bresemann, Neubrandenburg

Es wird ab Ersten des Monats gezahlt, in dem die dafür gestellten Bedingungen erfüllt werden.

Kontakte von Berlin zum Vogtland

Ende 1968 schickten die Schüler der Klasse 4 c der Felix-Mauersberger-Oberschule Netzschkau unseren Grenzsoldaten in Berlin einen Weihnachtsgruß. Die Freude war groß, als eine Antwort vom Unteroffizier Hans-Ullrich Schleicher eintraf. In der Folgezeit entwickelte sich ein reger Briefwechsel. Bei seinem ersten Besuch wurde Genosse Schleicher von den Jungen Pionieren mit Blumen und einem kleinen Kulturprogramm begrüßt. Das ausgezeichnete Verhältnis hat sich



weiter entwickelt; Genosse Schleicher war mehrmals unser Gast. Durch sein bescheidenes und klassenbewußtes Auftreten hat er viel zur Erziehung der Schüler beigetragen und ein gutes Verhältnis zwischen der NVA und unserer Pioniergruppe entwickelt. Der Elternbeirat möchte deshalb dem Genossen Schleicher – inzwischen zum Unterfeldwebel befördert – danken. Dieser Dank gilt zugleich allen Soldaten für ihren unermüdlichen Einsatz zum Schutze der DDR.
Dieter Wolf, Netzschkau

Ex-Erfurter

Die Absolventen des Jahres 1962 der Offiziersschule für Rückwärtige Dienste, Fachrichtung Feldschere, beabsichtigen, in diesem Jahr ein Treffen zu organisieren. Ich bitte um Zuschriften, möglichst mit Vorschlägen über Ort und Zeit.
Hauptmann (med.) Kurka,
1401 Neuholland,
Dimitroffstraße 4

Angst vorm „Onkel Doktor"?

Im Herbst werde ich einberufen. Bei der Musterung sagte man mir, daß ich mir unbedingt meine Zähne sanieren lassen solle. Ich möchte aber damit warten, bis ich Soldat geworden bin.
Udo Larrenz, Borna

Auch wir empfehlen Ihnen, möglichst bald den Zahnarzt aufzusuchen. Sie sind nämlich verpflichtet, bis zum Antritt des Wehrdienstes alle behebbaren Körperschäden und Mängel Ihres Gesundheitszustandes durch eine ärztliche Behandlung beseitigen zu lassen.

Hörst du mein heimliches Rufen?

Nur über die AR sehe ich einen Weg, meinen kleinen Armisten jemals wiederzusehen. Heute, am 28. 1., fuhr ich so gegen 15.10 Uhr mit der Straßenbahnlinie 10 in die August-Bebel-Straße, da kam ein Armee-LKW vorüber. Der Fahrer sah zu uns in die Bahn. Ich bin schon jetzt sehr in ihn verliebt. Leider war von dem Auto bald nichts mehr zu sehen. Schon mehrmals traf ich diesen jungen Soldaten, konnte ihm aber nie zeigen, wie gut ich ihn finde. Nun ist mein Herz weg, und er, der es hat, weiß es nicht. Könnten Sie mir helfen und mal ein wenig nach ihm rufen?
Liane Korwitz, Magdeburg

Die Liebe ist nicht blind, aber sie sieht nicht.
(Deutsches Sprichwort)

Für den Wochenendausflug?

Welchem Zweck dienen zweisitzige Düsenjäger? Um den Piloten die Langeweile zu vertreiben? Welche Aufgaben sind dem „Beifahrer" übertragen?
Jörg Lutzmann, Mirow

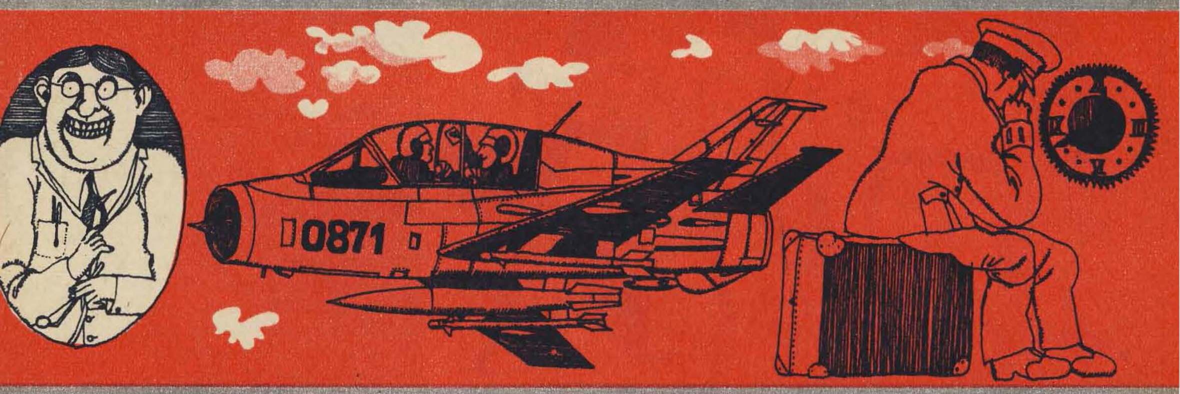
Was Sie meinen sind Schulmaschinen, „Strahltrainer". Auf dem vorderen Platz sitzt der Flugschüler, hinter ihm der Fluglehrer. In Ausnahmen werden derartige Maschinen auch als Aufklärungsflugzeuge mit einem Flugzeugführer und einem Beobachter benutzt.

Die 18 Monate gut nutzen

Die AR verbindet uns Reservisten mit dem Leben in der NVA und erinnert uns an die schönen, aber auch oft anstrengenden Wochen bei der Armee, die uns viel für unser ganzes Leben gegeben haben. Wir können heute mit ruhigem Gewissen unserem Studium nachgehen, weil wir unsere Ehrenpflicht erfüllt haben. Und man merkt auch, daß man immer in der Achtung anderer Leute steigt, wenn sie davon erfahren. Deshalb finden wir es um so empörender, wenn einige Soldaten des dritten Diensthalbjahres in aller Öffentlichkeit ihr „Bandmaß" abschneiden und auf die Armee schimpfen. Sie werden erst später merken, wie nützlich der Dienst in den bewaffneten Organen für sie ist; was sie dort lernen, lernen sie für das ganze Leben. Abschließend möchten wir unseren ehemaligen Unteroffizieren, die uns viel geholfen haben und in jeder Beziehung gute Erzieher waren, unsere besten Grüße übermitteln.
Gefreiter d. R. Fischer
und Reischock, Leipzig

Es kommt auf jede Stunde an

Zählt zur Reisezeit auch der Aufenthalt auf den Umsteigebahnhöfen?
Unterfeldwebel Hess,
Mühlhausen



Als Reisezeit zählt jene, die benötigt wird, um den Heimatort auf dem schnellsten und kürzesten Wege zu erreichen, einschließlich der unbedingt erforderlichen Wartezeit auf Anschlußzüge oder -busse.

Neu eingeführt

Was bedeutet das weiß-rote, kreisförmige Zeichen an verschiedenen sowjetischen Militärfahrzeugen?
Jörg Preßprick, Rhinow

Das Nationalitätenabzeichen der sowjetischen Streitkräfte. In der oberen, weißen Hälfte des Kreises ist ein roter Sowjetstern abgebildet, die untere, rote Hälfte führt die Buchstaben CA (Sowjetarmee).

Schlägertruppe

Was ist die amerikanische Nationalgarde, welche Aufgaben hat sie?
M. Brink, Magdeburg

Jeder Staat der USA verfügt über eigene Einheiten der Nationalgarde (National Guard), die dem jeweiligen Gouverneur unterstehen, aber in Ausnahmefällen auch durch den Präsidenten der USA eingesetzt werden können. Als bewaffnetes Organ der herrschenden Klasse besteht ihre Hauptaufgabe in der Unterdrückung des Volkes; außerdem werden die Einheiten auch bei Naturkatastrophen eingesetzt. Einen unrühmlichen Namen erwarb sich die Truppe in den letzten Jahren, als sie die gegen soziale Mißstände kämpfenden Neger brutal zusammenschlug und Demonstrationen der Vietnamkriegsgegner auseinanderknüppelte. Die Nationalgarde (Stärke: rund 500 000 Mann) trägt die Uniform der regulären US-Streitkräfte, ist dementsprechend gegliedert und bewaffnet und wird nach militärischen Richtlinien ausgebildet. Ihre Mitglieder sind zum größten Teil berufstätige Zivilisten.

„Goworit Wolga"

Könnt Ihr mir die genaue Anschrift des sowjetischen Soldatensenders „Wolga" beschaffen? Ich weiß leider nur, daß er in Potsdam steht.
Christel Winkler, Berlin

Und dort steht er noch immer: 15 Potsdam, Menzelstraße 15

Kein doppelter Weg

Muß ein Jugendlicher, der sich freiwillig zur Armee gemeldet hat, noch zur Musterung?
Gerd-Dieter Zallm, Eberswalde

Das ist nicht erforderlich, wenn er sich schon vor Aufruf seines Jahrganges gemeldet hat. In diesem Falle braucht nur die Diensttauglichkeit festgestellt zu werden.

Vormilitärische Hilfe

Auf diesem Wege möchte ich den Offizieren der Einheit Hertel (Offiziersschule „Ernst Thälmann", Löbau) recht herzlich für ihre hervorragende Unterstützung bei der vormilitärischen Ausbildung danken. Sie haben großen Anteil daran, daß besonders die militärpolitische Aufklärung wirksam wurde.
Unteroffizier d. R. Hempel, GST-Grundorganisation des VEB Motorenwerk Cunewalde, Betriebsschule

Dort wie hier ein Stern

Ein Hauptwachtmeister der Bereitschaftspolizei – welchem Dienstgrad entspricht das in der NVA?
Stabsgefreiter Nusselt, Kamenz

Dem Feldwebel.

AR-Markt

Biete:

Jahrgänge 1969, 1968; Hefte 1–4, 6–8, 10 und 11 von 1967; 2–7, 9–12 von 1966; 5, 9, 11 von 1965. Suche Bierdeckel.
Gefreiter d. R. Blazaitis, 4372 Aken, Poststraße 50.

Jahrgänge 1956: Heft 1 und 2; 1957: 1, 4–12; 1958; 1959; 1960: 1–3, 5–12; 1961: 1–4, 6–10, 12. Suche: Die Entwicklung der Artillerie, historische Geschütze, historische Uniformtafeln (farbig).
Heinz Hellwig, 757 Forst, Dr.-Otto-Nuschke-Straße 10.

Suche:

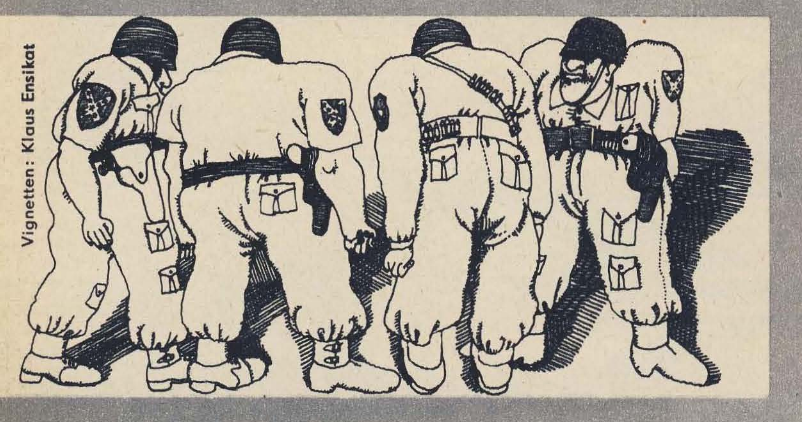
Wer schenkt mir seine AR-Sammlung von 1956 bis jetzt?
Jürgen Liczba, 8021 Dresden, Hepkestraße 58.

Jahrgang 1969 (auch ohne Typenblätter), evtl. auch frühere Hefte, kostenlos.
Hartmut Klein, 1193 Berlin, Defreggerstraße 19.

Jahrgänge 1964–1966 (auch Einzelhefte), kostenlos.
R. Haliczinorski, 47 Sangerhausen, August-Bebel-Straße 14.

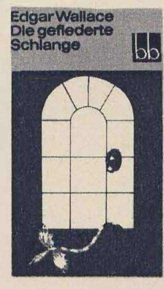
Was meinen Sie, liebe Leser:

Enthält der Text im Bildbericht „Protzen-Ede" auf den Seiten 4–9 dieses Heftes genügend Informationen zu den abgebildeten Fotos und zu dem von uns gewählten Thema? Vermitteln Ihnen die gezeigten Fotos einen Eindruck von der Arbeit der Kanoniere?
Die Redaktion



Vignetten: Klaus Ensikat





Aufbau-Verlag Berlin und Weimar, etwa 180 Seiten, 1,85 Mark.

Edgar Wallace: „Die gefiederte Schlange“

Das Symbol der gefiederten Schlange wird für einen bestimmten Personenkreis in London zum Zeichen des Schreckens. Den Nachtklubbesitzer Joe Farmer trifft schließlich eine Kugel, die attraktive Showsängerin Ella Creed wird entführt, der Börsenjobber Leicester Crewe auf raffinierte Weise umgebracht... All diesen Verbrechen ist der junge Kriminalreporter Peter Dewin auf der Spur und der Lösung stets um einige Schritte näher als Scotland Yard.



DMV 1970, 272 Seiten, 6,90 Mark.

„Frontberichte“

Anthologie – Übersetzung aus dem Russischen und Einleitung: Nadeshda Ludwig

Der Band verdient seinen Titel. Hier werden mit einer Ausnahme eine Reihe bislang unveröffentlichter Arbeiten vorgestellt, die während des Einsatzes an der Front oder unter dem unmittelbaren Einfluß des Krieges geschrieben worden sind. Mehr als 1 000 Schriftsteller kämpften von 1941 bis 1945 in der Sowjetarmee, etwa 400 von ihnen fielen, wie in der umfassenden und weitgreifenden Einleitung von Nadeshda Ludwig ausgeführt wird.

Dieser Band vereinigt Beiträge namhafter Autoren (Scholochow, Twardowski, Nekrassow, Wischnewski, Paustowski und Simonow) mit bei uns weniger bekannten (Surkow, Kopelew, Eikija, Gerschenson, Wetschtomowa, Pawlenko oder Sablin) zu einem Thema: der Große Vaterländische Krieg. Das sind Skizzen; im Feuer oder während der Gefechtspause hingeworfene Tagebuchnotizen; reportagehafte Berichte und ausgefeilte Erzählungen, die neben dem heißen Atem, der allen Autoren gemeinsam ist, auch künstlerisch ausgereift sind. Die Arbeiten sind getragen, den Lesern die Größe und die Bedeutung dieses Kampfes und der Opfer bewußt werden zu lassen, was Wunder, daß sie eben doch unterschiedlichen Niveaus und nicht frei von Unebenheiten sind. Aber sie erfüllen ihre Aufgabe. Sie spiegeln die Schwere des Kampfes noch heute, sie zeigen den heldenmütigen Einsatz der Soldaten in allen seinen Möglichkeiten für die Befreiung der vom Faschismus unterjochten Völker. Sie vermitteln die Erbarmungslosigkeit des Krieges und die bei aller Schwere nie verzagende Siegeszuversicht. Man kann an den Band nicht ästhetische Maßstäbe legen, er gehört gewiß nicht zur sogenannten großen Literatur, aber er ist bedeutend in seinem Anliegen, und da nimmt er einen gewichtigen Platz ein.

Lobenstein

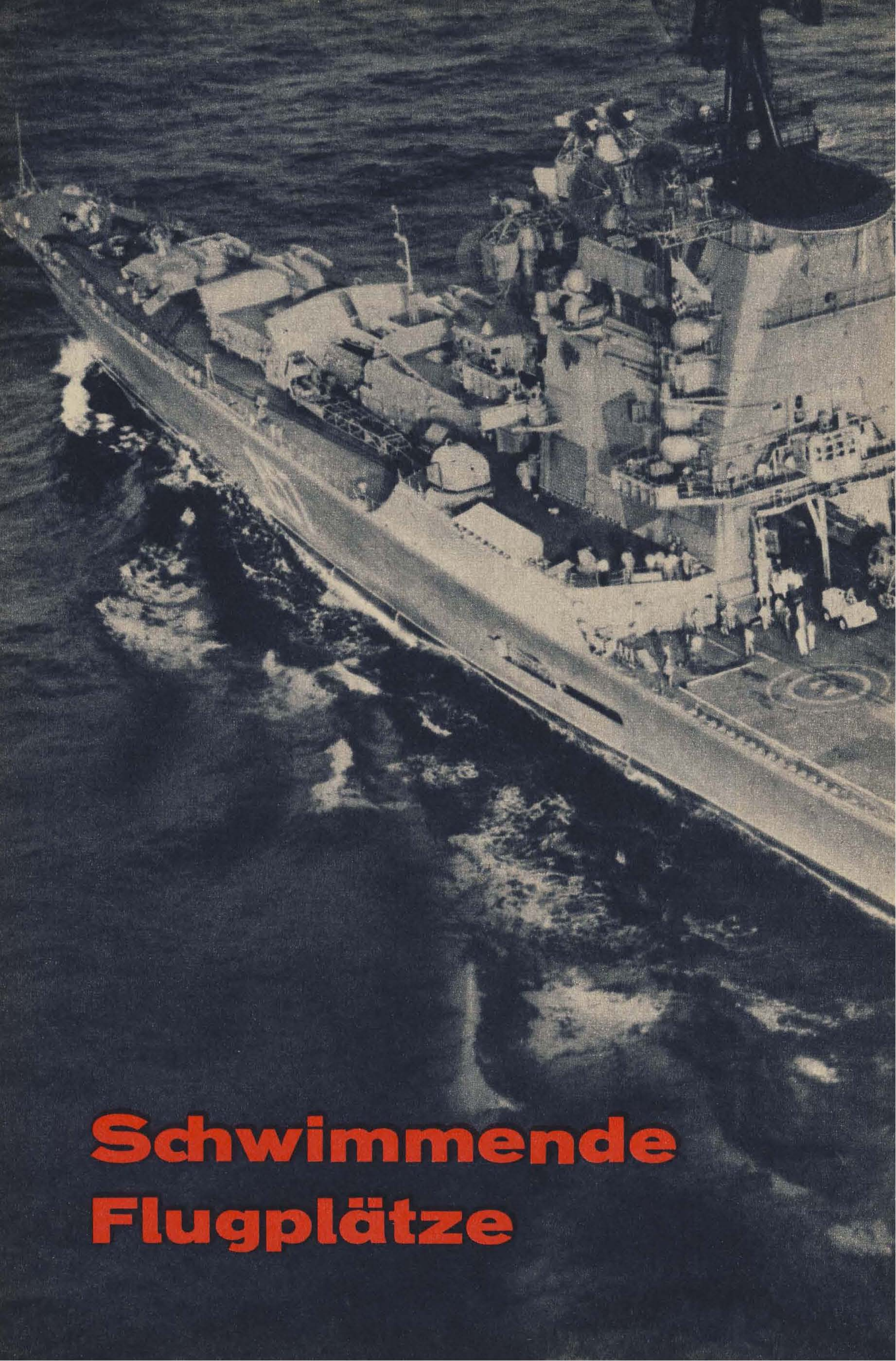
„Meine Stunde Null“

(DEFA)

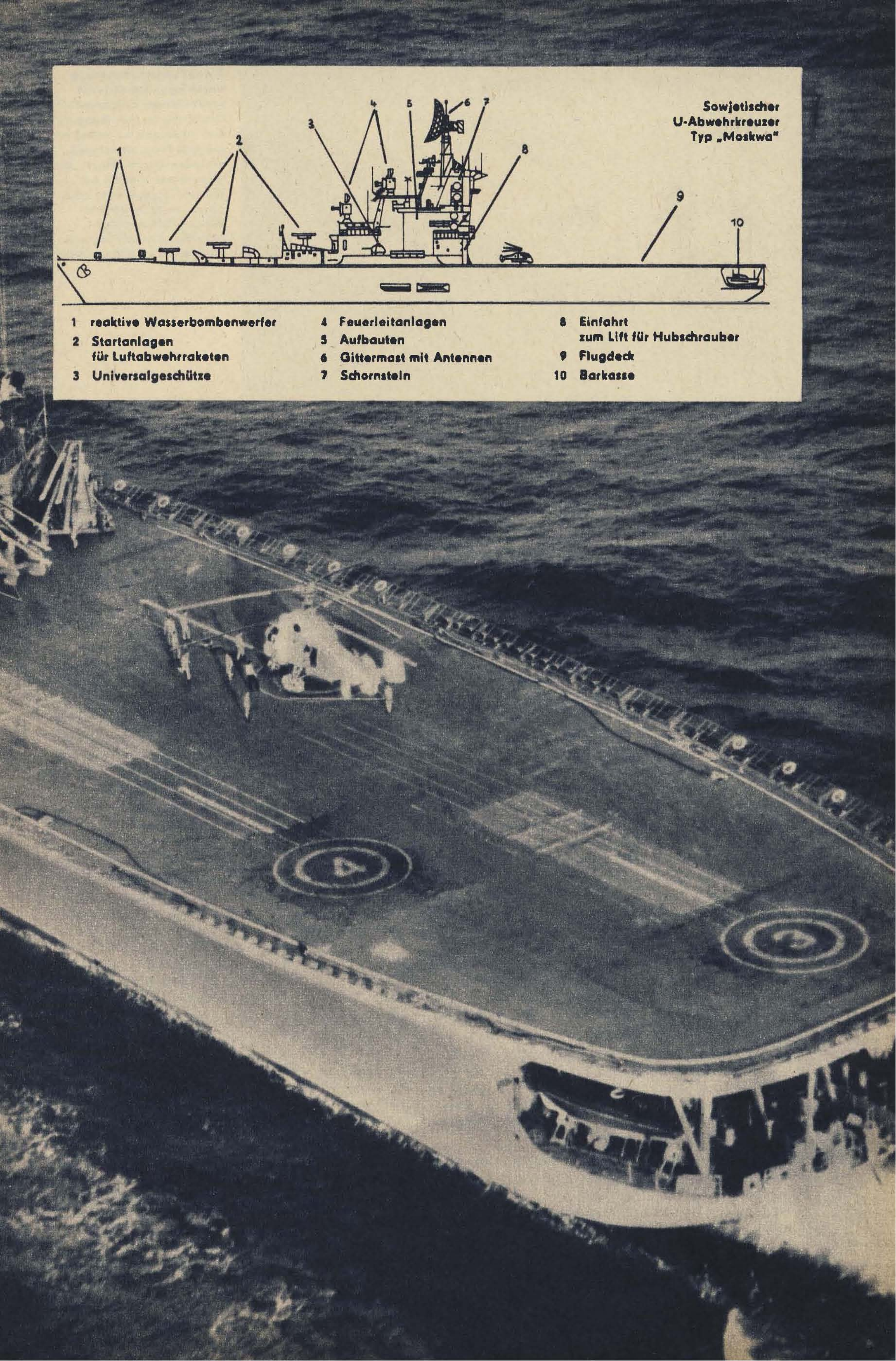
Dieser Film führt uns an die Belorussische Front des Jahres 1943. Der Gefreite Kurt Hartung, Arbeiterjunge vom Berliner Alex, liegt mit einem deutschen Bataillon in der Etappe der nahen Front. Er und seine Kameraden genießen die relative Ruhe, die nur selten von Feindflugzeugen, um so häufiger allerdings von den Schurigeleien des Majors Steckbeck unterbrochen wird. Und eines Tages geschieht es denn: Kurt Hartung sucht vor der nahenden sowjetischen „Nähmaschine“ Schutz in einem Trichter, ein Zweiter springt ihm in den Rücken. Hartung ist wütend, schimpft lauthals. Sekunden danach erkennt er seinen Nebenmann: Major Steckbeck. Der Gefreite ist erschrocken, der Major empört und zwingt ihn, den niedergegangenen Blindgänger zu entschärfen. Als Kurt Hartung wenig später gesund und munter seine Erfolgsmeldung beim Major abgibt, ist dieser fast persönlich beleidigt und beordert diesen „Kerl“ in das Himmelfahrtskommando eines Spähtrupps. Der Gefreite muß gehorchen, schwört jedoch insgeheim Rache, nicht ahnend, daß er schon bald Gelegenheit dazu bekommen soll – und das auch noch in Erfüllung eines gefährlichen Auftrages der „anderen Seite...“

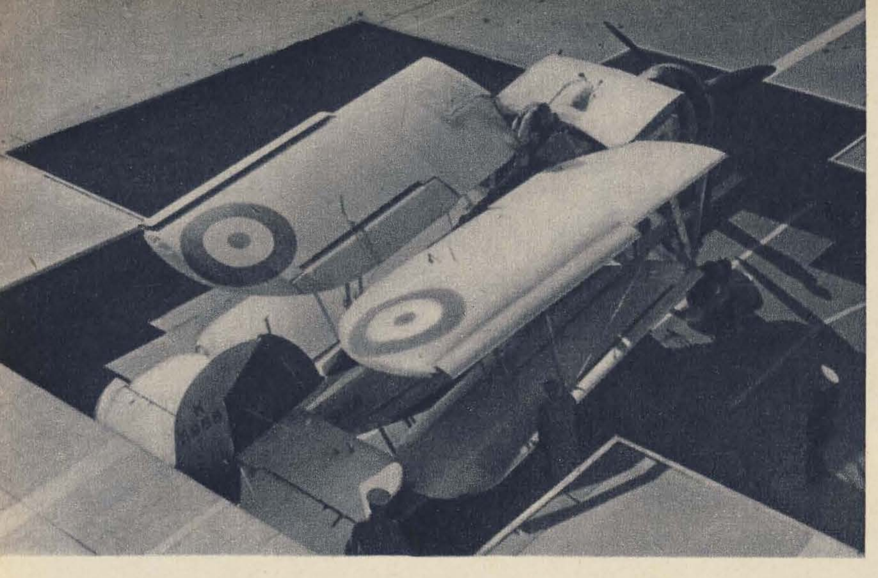
„Meine Stunde Null“ ist ein DEFA-Film von Joachim Hasler und Jurek Becker in Farbe und Totalvision mit Manfred Krug in der Hauptrolle. Spannungs- und aktionsreich, aber auch mit der Komik des 25-jährigen Abstands ohne Vergessen, ist er ein würdiger Beitrag der DEFA zum 25. Jahrestag der Befreiung. *-ju-*





Schwimmende Flugplätze


Sowjetischer
U-Abwehrkreuzer
Typ „Moskwa"
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
1 reaktive Wasserbombenwerfer
2 Startanlagen für Luftabwehrraketen
3 Universalgeschütze
4 Feuerleitanlagen
5 Aufbauten
6 Gittermast mit Antennen
7 Schornstein
8 Einfahrt zum Lift für Hubschrauber
9 Flugdeck
10 Barkasse



Bordgestützte Flugzeuge unterliegen besonderen konstruktiven Eigenheiten. Damit sie in den Hangars und Aufzügen so wenig wie möglich Platz einnehmen, erhielten sie Faltflügel, die nach hinten – meist bei älteren Typen – oder nach oben geklappt werden können. Die Aufzüge befinden sich im Flugdeck oder außerhalb des Decks.

Die Fliegerei befand sich noch in den Flegeljahren, als kühne Piloten den ersten Versuch unternahmen, von Bord eines Kriegsschiffes zu starten und dort auch wieder zu landen. Das geschah 1910 erstmals vom US-Kreuzer „Birmingham". Die Zeit der bordgestützten Flugzeuge brach an. Hölzerne Plattformen wurden als Flugdecks auf das Achterschiff verschiedener Kreuzer montiert, und quer über die Landebahn spannte man Seile, die das landende Flugzeug abbremsen sollten. Bald war aus diesem Provisorium das Flugzeugmutterschiff bzw. der Flugzeugträger entstanden.

Viele Beinamen erhielt diese Schiffsklasse im Verlauf ihrer Entwicklung; spöttische und achtungsgebietende. Wegen seiner „fehlenden" Aufbauten und wegen des vom Bug bis zum Heck glatt durchgehenden Decks bekam der 1918 in Dienst gestellte britische Träger „Argus" den Namen Plätteisen.

Die heutigen Flugzeugträger mit ihren vielen tausend ts Deplacement[1], mit der bis zu 4000 Mann zählenden Besatzung, dazu den mehr als hundert Flugzeugen unterschiedlicher Bestimmung werden nicht zu unrecht Riesen oder Giganten der Meere genannt. Aber auch das Wort Dinosaurier der Militärtechnik ist geprägt worden, wohl als Synonym für Schiff der Vergangenheit, das im Raketen-Kernwaffenkrieg seine einstige Rolle als bestimmendes maritimes Angriffsmittel verloren haben dürfte. Wie verhält es sich damit, wie wird der Flugzeugträger heute eingeschätzt?

Noch immer setzen imperialistische Staaten, voran die USA, auf diese Schiffsklasse. Sie betrachten den Angriffsflugzeugträger im System ihrer Flotten als ein wichtiges Mittel, als „großen Knüppel", um ihre Weltherrschaftspläne und Kolonialpolitik durchzusetzen.

Seit 1955 stellten sie acht Neubauten, darunter die kernkraftgetriebene „Enterprise" in Dienst. In mindestens 15 Fällen von Einmischung in innere Angelegenheiten fremder Staaten bzw. Aggressionen, waren Flugzeugträger maßgeblich beteiligt. In Korea, in Lateinamerika, im Nahen Osten waren sie dabei. Unzählige Terrorangriffe auf Vietnam und Laos werden heute von bordgestützten Flugzeugen der US-Navy geflogen.

Im zweiten Weltkrieg hatten die amerikanischen Angriffsträger noch ein Deplacement von 30000 bis 45000 ts. Mitte der fünfziger Jahre wuchs es bereits auf 54000 bis über 75000 ts an (z. B. Typ „Forrestal"). Die „Enterprise", der modernste Typ, hat bereits ein Deplacement von 86100 ts. Das Flugdeck solcher Riesenschiffe liegt etwa 30 Meter über dem Wasserspiegel. Das ist ungefähr die Höhe eines 14stöckigen Hauses. Die Länge des Decks übertrifft die Höhe des Eiffelturms um 18 Meter. In den 16000 m² Decksfläche hätten drei Fußballfelder Platz. Für die notwendige Zuschauerzahl würden Tausende von Bordangehörigen sorgen.

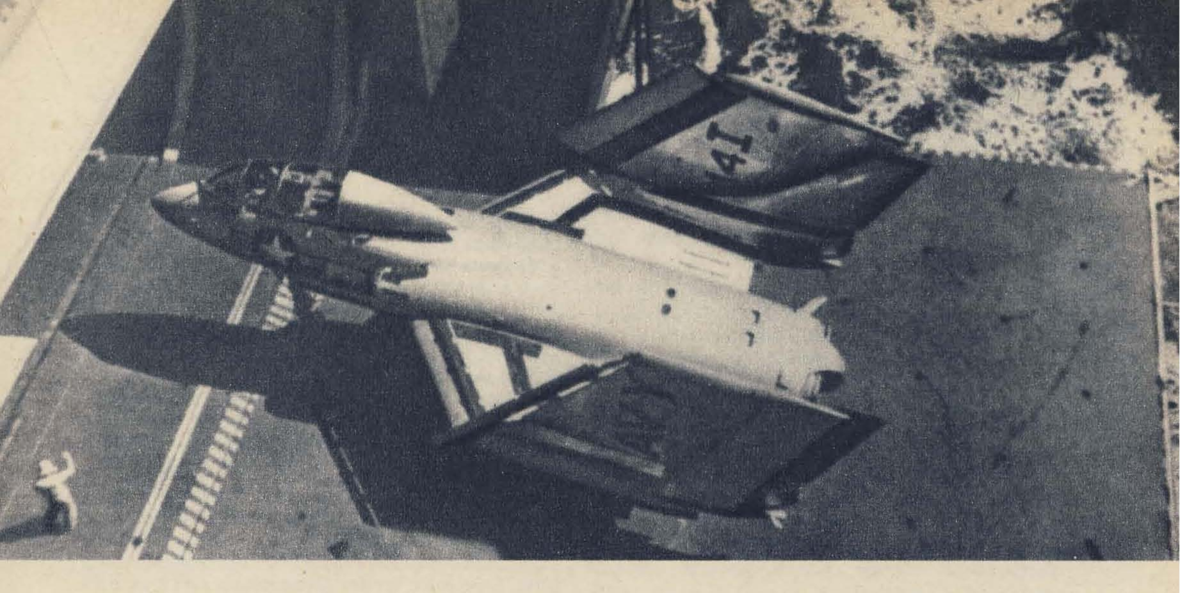
Für den Bau und die Wartung speziell dieser Angriffsflugzeugträger, muß der Steuerzahler tief in die Tasche greifen. Nach offiziellen Angaben der US-Navy kostet ein in den letzten Jahren gefertigter Angriffsträger mit konventioneller Antriebsanlage etwa 310 Millionen Dollar. Mit Kernenergieantrieb steigt die Summe auf nahezu 500 Millionen Dollar. Für den Unterhalt eines Trägers kommen noch jährlich fast 15 Millionen Dollar hinzu. Der Kostenaufwand für die Flugzeugtechnik wird mit 270 bis 300 Millionen Dollar angegeben.

Diese schwimmenden Flugplätze wurden in die 2., 6. und 7. US-Flotte eingereiht, die, wie die Beispiele Vietnam und Naher Osten zeigen, Störmanöver und Aggressionshandlungen ausführen.

Da das Flugzeug das eigentliche Hauptkampfmittel der Trägerschiffe ist, gingen die entscheidenden Neuerungen im Flugzeugträgerbau von der Entwicklung der Flugzeugtechnik aus.

---

[1] D = Masse der verdrängten Wassermenge in ts

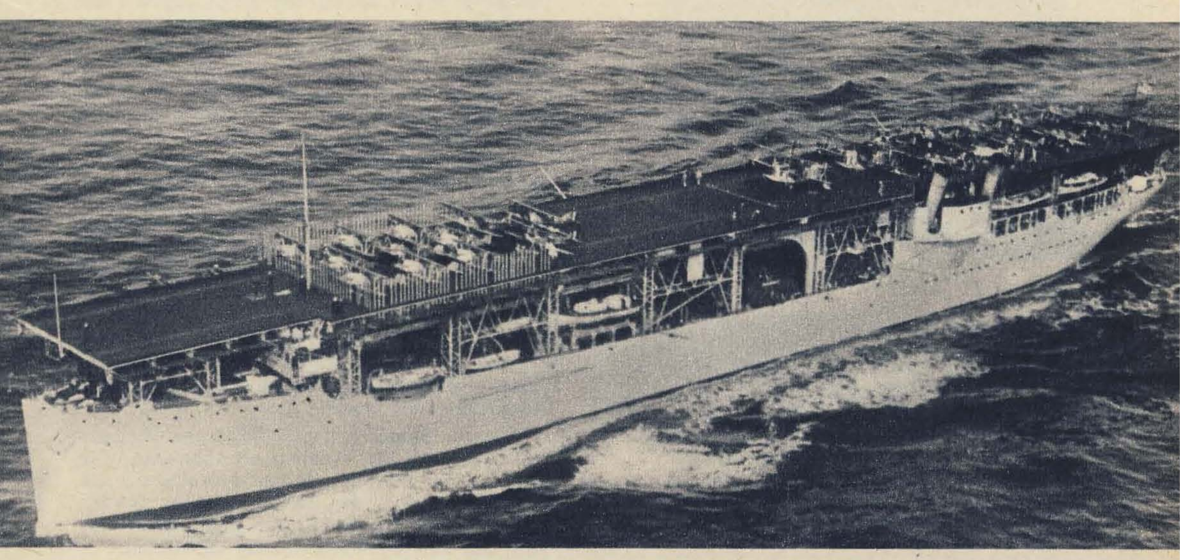


Decks, Katapulte, Aufzüge, um nur einige der technischen Einrichtungen zu nennen, mußten z. B. nach 1945 den Strahlflugzeugen angepaßt werden. Das Winkeldeck, das Dampfkatapult, der Außenaufzug und der Landespiegel waren spezielle Neuheiten auf den Flugzeugträgern geworden, die hauptsächlich mit schweren trägergestützten Angriffsflugzeugen ausgestattet sind.

Auf einem Angriffsträger herrscht ein durchorganisierter Flugbetrieb. So können gleichzeitig zwei Flugzeuge mit Hilfe der Bugkatapulte starten und ein weiteres auf dem Winkeldeck landen. Bei Bedarf werden auch die beiden Katapulte auf dem Winkeldeck benutzt. Diese Technik gestattet ein Start- und Landeintervall von 16 bis 30 Sekunden. Das Katapult leistet beim Start eines Flugzeuges die Arbeit von etwa 8 Millionen kpm, so daß ein Flugzeug mit etwa 39 t Startmasse auf einer Katapultlänge von rund 80 m in zwei Sekunden aus dem Stillstand bis auf 260 km/h beschleunigt wird.

Neben dem Angriffsflugzeugträger unterscheidet man heute noch Geleit- und U-Jagd-Flugzeugträger, amphibische Kommandoträger, sowie Hubschrauber- und Hilfsflugzeugträger. Diese speziellen Unterklassen werden von Fall zu Fall speziellen Flottenkräften zugeteilt oder bilden Gruppierungen, z. B. U-Jagd-Gruppen.

Obwohl die neuzeitlichen Waffensysteme – kernkraftgetriebene U-Schiffe, Fernkampfflugzeuge mit zielsuchenden Raketen und ballisti-



Ein Veteran, der amerikanische Träger „Langley" mit durchlaufendem Deck und ohne „Insel", wie die Aufbauten bei Flugzeugträgern heißen. Er entstand aus einem Kohlendampfer (1912), wurde 1937 als Mutterschiff umgebaut.

sche Raketenwaffen – den erfolgreichen Einsatz der Flugzeugträger im modernen Krieg in Frage stellen, bleiben sie in den Händen der aggressiven Militärs der imperialistischen Länder eine höchst gefährliche Kriegsschiffsklasse. Sie bilden nach wie vor im Verein mit den Unterwasserschiffen die Hauptschlagkraft der imperialistischen Flotten.

Ein neues Kapitel Trägerschiffe schlug die Sowjetunion mit dem Bau ihrer als UAW-Kreuzer (U-Abwehr-Kreuzer) bezeichneten Hubschrauberträger auf. Diese in den letzten Jahren in Dienst gestellte neue Schiffsklasse vereinigt in sich die konstruktiven Merkmale eines Kreuzers und die eines Hubschrauberträgers. Der UAW-Kreuzer Typ „Moskwa" ist der bekannte Vertreter dieser neuen Schiffsgattung. Der als Flachdecker mit stufenförmigen Aufbauten von vorn bis mittschiffs ausgelegte Typ ist ein sehr modernes Mehrzweckkampfschiff. Diese Klassifizierung besteht wegen der „Zweiteilung" des Schiffes zu recht. Auf der vorderen Schiffshälfte konzentrieren sich vorwiegend die Mittel zur Abwehr von Flugzeugen und Schiffen, die Raketen, reaktive Werfer und Artillerie. Die stufenförmigen Aufbauten tragen die Raketenstartanlagen für Universal-Raketen und auch die dazugehörigen Waffenleitantennen. In diese Aufbauten einbezogen sind die einzelnen Zentralen für den Einsatz des Schiffes und der Waffensysteme, der Schornstein, die Box für UAW-Hubschrauber sowie andere zum Gefechtseinsatz notwendige Leiteinrichtungen.

Von den Aufbauten bis zum Heck ist alles dem Einsatz der Hubschrauber zur U-Boot-Abwehr vorbehalten.

Gemessen an den Angriffsflugzeugträgern der amerikanischen Kriegsflotte ist der Typ „Moskwa" kein Riese. Sein Name sagt schon, daß er speziell zur U-Abwehr geschaffen wurde. Das Deplacement liegt bei 18–20 000 ts, die Länge beträgt etwa 190 m. Das Flugdeck hat eine Ausdehnung von rund 90 × 30 m. Der Lift für die Hubschrauber befindet sich im Schornsteinaufbau; im Zwischendeck liegen die Abstell- und Wartungsplätze. Die moderne Antriebsanlage (Gasturbinen-Dieselmotore) verleihen dem Schiff eine hohe Geschwindigkeit.

Die „Kamow"-Hubschrauber, etwa 30 an der Zahl, entwickeln mit ihren zwei Gasturbinen Geschwindigkeiten zwischen 190 und 220 km/h. Ihr Aktionsradius ermöglicht die Beobachtung und Kontrolle weiter Seegebiete. Geführt und unterstützt werden sie dabei von den reichlich vorhandenen elektronischen Anlagen.

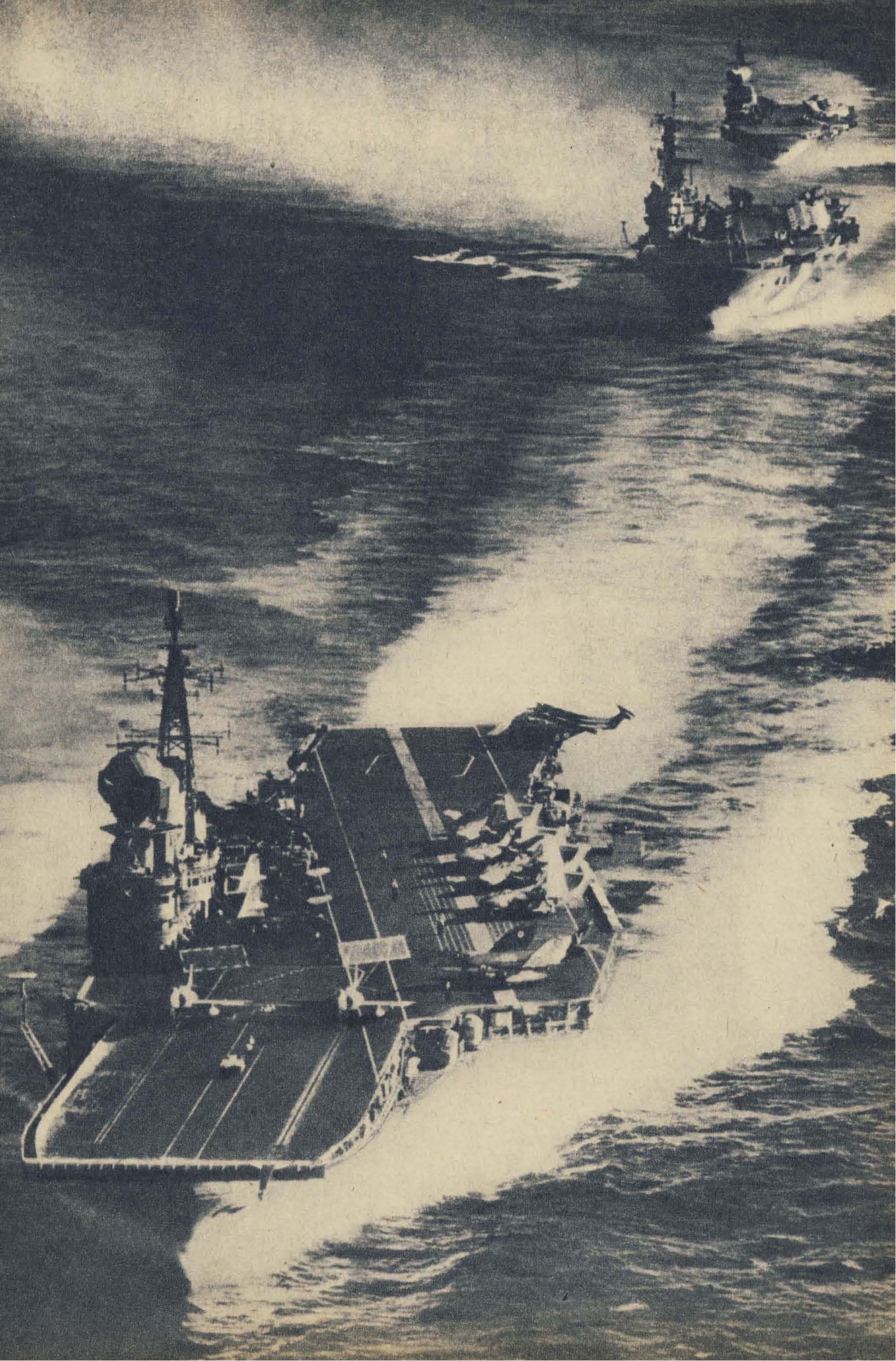
Als die „Moskwa" und ihr Schwesterschiff „Leningrad" erstmals auf den Meeren erschienen, wurde im imperialistischen Lager ein Geschrei angestimmt und die UdSSR der Aggressivität bezichtigt. Es wurde die These von der Bedrohung der Weltmeere durch die sowjetischen Flottenkräfte erfunden und gezetert, daß außer im Atlantik und im Mittelmeer sowjetische Kriegsschiffe auch im Pazifik, im Beringmeer, im Japanischen Meer und in der Nähe der Philippinen beobachtet worden seien. Natürlich paßt es den aggressiven Militärs der USA und ihren Verbündeten nicht, daß gerade im Mittelmeerraum die sowjetischen Kriegsschiffe den Einsatz einer Aggressionstruppe von 25 000 Mann, die auf den Kriegsschiffen der 6. US-Flotte untergebracht ist, gegen die arabischen Staaten verhindern helfen. Seit 1948 marschiert diese Flotte durch den „weichen Unterleib Europas", wie der alternde Winston Churchill das Mittelmeer von seiner strategischen Warte her bezeichnet hat. In ihrer Sicherheit gefährdet und in hohem Maße bedroht sind dadurch nicht nur die arabischen Länder, sondern ebenso die Völker Südosteuropas, die Bewohner der Sowjetunion bis weit in den Ural. Nicht zuletzt auch die ČSSR, Volkspolen und die Deutsche Demokratische Republik, denn soweit reichen die „Polaris"-Raketen der U-Boote der 6. US-Fleet. Ebenso weit können aber auch die trägergestützten kernwaffentragenden Bomber „Vigilante" und RA-5C der zu dieser Flotte gehörenden Flugzeugträger ihre gefährliche Last tragen.

Angesichts dessen sollen sowjetische Kriegsschiffe nicht in den Weltmeeren operieren? Die Befürworter des Flugzeugträgereinsatzes im Pentagon werden sich an die Tatsache gewöhnen müssen, daß die Kräfte des Sozialismus auch auf den Ozeanen ständig zunehmen.

Fregattenkapitän Ing. K. H. Sirrenberg

Die Entwicklung der Flugdeckform: Von oben nach unten: 1921, 1937, 1940, 1954, ab 1959. Immer mehr setzte sich das Winkeldeck durch.

Britische Angriffsflugzeugträger auf dem Marsch. Im Vordergrund die „Victorius". Die Startvorbereitung an den Bugkatapulten ist deutlich erkennbar (Bild rechts).



„Kraftwerk" im Raumschiff?

Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Liest man in älteren Schriften über die ersten theoretischen Schritte in der Raumfahrt nach, so wird man erstaunt sein, wie treffend durchdacht viele Probleme schon in jenen Darstellungen behandelt wurden. Unter anderem finden sich beispielsweise in einem 1929 veröffentlichten Werk des österreichischen Ingenieurs Potočnik (Autorenpseudonym von H. Noordung) die ersten ernsthaften technischen Vorschläge zur konstruktiven Gestaltung einer ringförmigen Raumstation. Neben verschiedenen anderen Detaillösungen wird dort auch das Problem der elektrischen Energieversorgung an Bord einer derartigen Station behandelt. In ihren theoretischen Überlegungen gaben die damaligen Autoren der Bordenergieversorgung allerdings einen wesentlich anderen Akzent, als es den heute von der Praxis vorgezeichneten Problemen und Erfahrungen tatsächlich entspricht.

Seinerzeit war man allgemein der Meinung, daß ein bordeigenes Energieversorgungssystem hauptsächlich für günstige Temperaturverhältnisse in einem Raumfahrzeug bedeutsam wäre. Dabei sehen wir grundsätzlich noch von der nicht gerade selten publizierten, nichtsdestoweniger aber völlig irrigen Ansicht ab, daß die „Weltraumkälte" eine kaum zu meisternde und darum äußerst ernstzunehmende Gefahr für alle Raumfahrzeuge sei. In beklemmender Eindringlichkeit malten die betreffenden Ideenschöpfer das düstere Bild von Raumschiffen, denen die „Weltraumkälte" von –273 °C schnell alle Wärme entzog und sie damit für ihre Besatzungen zu einem Eissarg machte. Dabei wurde übersehen, daß, wie schon elementare physikalische Erkenntnisse lehren, dem Weltraum selbst – als einem annähernd vollkommenen Vakuum – überhaupt keine Temperatur zugeschrieben werden kann. Sie ist lediglich als Energiezustand von stofflicher Substanz definierbar. Die Temperatur eines Körpers in der Weltraumleere richtet sich ausschließlich nach dem Verhältnis seiner Energieaufnahme durch Strahlungsabsorption (z. B. Sonnenstrahlung) aus dem All – zuzüglich der an Bord freiwerdenden Wärmeenergien – zur Energieabgabe in den Weltraum durch Eigenstrahlung. Auch herrschte lange Zeit die Meinung vor, die Wärmeabstrahlung eines Raumschiffes würde auf jeden Fall stark überwiegen. Daher müßten neben einer wirksamen Temperaturisolierung auch leistungsfähige Bord-„Kraftwerke" und Heizungsanlagen vorhanden sein. Die Praxis hat jedoch längst gezeigt, daß die Verhältnisse beim Einsatz von Raumflugkörpern völlig umgekehrt liegen. So ist es die ungehemmte Strahlungsintensität der Sonne im freien Raum, die auf der sonnenbeschienenen Seite eines Raumflugkörpers beträchtliche Energiemengen zuführt. Auch wird durch den Betrieb der gerätetechnischen Ausrüstung und des sonstigen technischen Zubehörs mit entsprechender Elektroenergie, die selbstverständlich von Bordsystemen geliefert werden muß, grundsätzlich in jedem Raumflugkörper viel Wärme frei. Deshalb muß mit besonderen technischen Maßnahmen für eine hinreichende Wärme*abfuhr* aus dem Gesamtsystem, d. h. für eine wirksame *Kühlung* gesorgt werden. Man verwendet dazu unter anderem Temperaturregelungsblenden zur Veränderung der Ein- und Ausstrahlungsbilanz der Oberfläche des Raumflugkörpers sowie Gasfüllungs- oder spezielle Kühlmittelkreisläufe für den Wärmetransport in seinem Inneren.

Wenn also das Heizungsproblem keinen wesentlichen Faktor für die Ausstattung von unbemannten oder bemannten Raumfluggeräten mit elektrischen „Kraftwerken" darstellt, so macht doch die Betriebstechnik ein ausreichend leistungsfähiges Energieversorgungssystem erforderlich. Die elektrische Leistungsabgabe kann dabei, je nach Größe und Ausrüstung des Raumflugkörpers sowie in Abhängigkeit von seinem Einsatzprogramm, von einigen zehn oder hundert Watt bis zu mehreren Dutzend oder bis über hundert Kilowatt reichen. Besonderes Interesse verdienen in diesem Zusammenhang die Systeme mit hoher Leistungsabgabe. Und das deshalb, weil die derzeitigen raumfahrttechnischen Entwicklungen ganz allgemein mit Riesenschritten voraneilen und solche Projekte wie Raumstationen, Mondstützpunkte und sogar Planetenexpeditionen heute schon oder zumindest in der nahen Zukunft in den Bereich des Möglichen rücken. An Entwür-

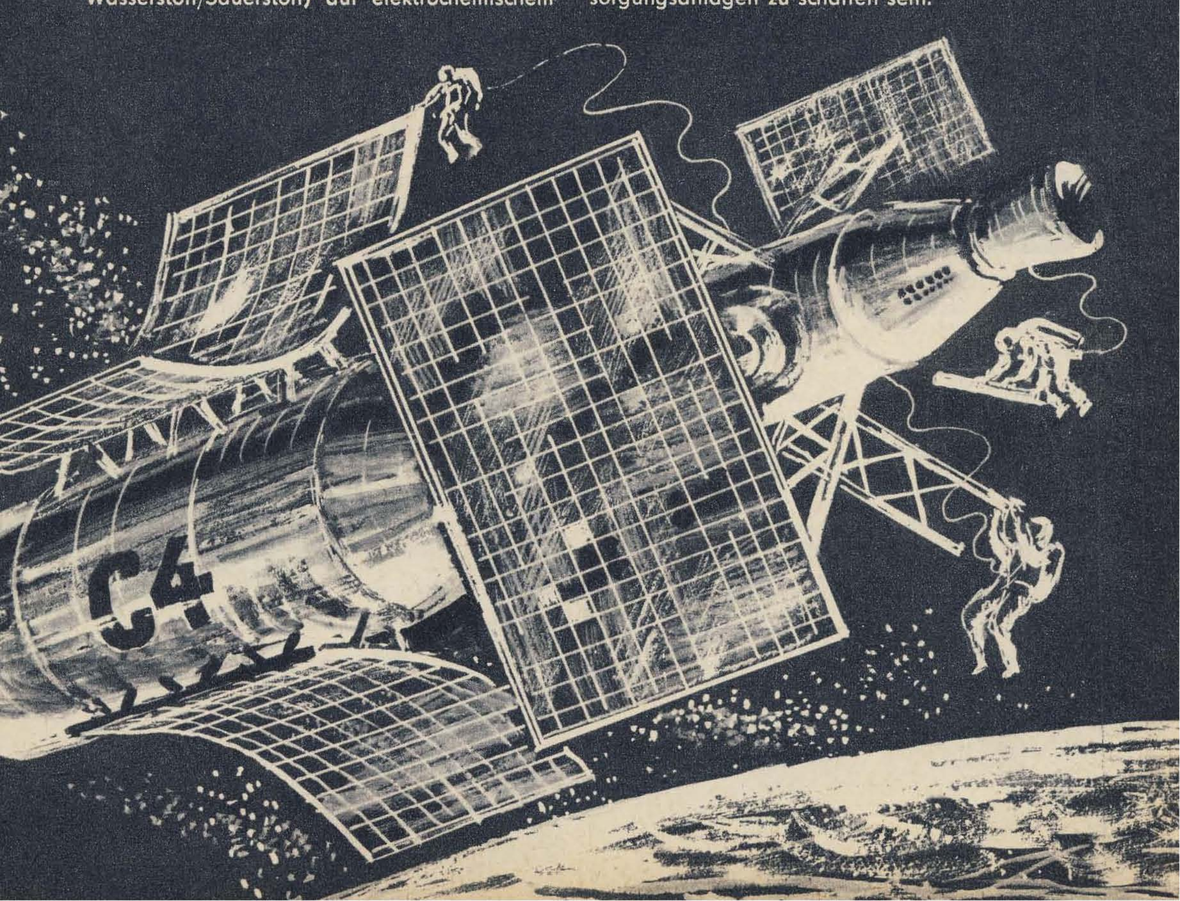
Zeichnung: Hans Räde

fen und Detailstudien für Bordenergieanlagen mit einigen Dutzend bis über hundert Kilowatt Leistung, von denen man einige ihrem Funktionsprinzip nach durchaus als Kleinkraftwerke ansprechen könnte, wird daher seit längerem mit großer Intensität gearbeitet.

Das von Potočnik-Noordung seinerzeit vorgeschlagene und auch heute noch als brauchbar angesehene Verfahren einer Kraftstation mit Sammelspiegel für die Sonnenstrahlung, einem Verdampferbehälter im Brennpunkt des Spiegels und einer Dampfturbine mit Elektrogenerator wird wegen seines beträchtlichen Aufwandes nur für große Raumstationen und Mondstützpunkte geeignet sein. Für den mittleren Leistungsbereich bis zu einigen Kilowatt bieten sich dagegen Radio-Isotopen-Generatoren, Brennstoffzellen und neuartige Solarzellensysteme als vorteilhaft an. Radio-Isotopen-Generatoren, von denen die ersten bereits im Weltraum erprobt wurden, arbeiten mit der beim Zerfall von radioaktiven Isotopen (Strontium-90, Plutonium-238 u. a.) freiwerdenden Wärme, die durch thermoelektrische oder thermoionische Wandler in Elektroenergie umgesetzt wird. Für neuere Typen werden Leistungsmassen von 150 bis 200 kg/kW genannt.

Die ebenfalls schon erprobten Brennstoffzellen sind galvanische Elemente, in denen die chemische Energie zweier „Brennstoffe" (z. B. Wasserstoff/Sauerstoff) auf elektrochemischem Wege mittels eines Elektrolyten und zweier Elektroden direkt in elektrische Energie umgewandelt wird. Der Wirkungsgrad derartiger Systeme liegt zwischen 30 und 75 %. Die weitere Entwicklung läßt erwarten, daß sich die derzeitig erreichbare Leistungsmasse von etwa 150 kg/kW auf weniger als 30 kg/kW senken läßt. Beträchtliche Fortschritte konnten bei den bewährten Solarzellen vor allem durch neuartige Verfahren zum Entfalten oder Entrollen von großen Flächen im Raum erzielt werden. Mußte man früher mit Leistungsmassen um etwa 50 kg/kW rechnen, so sind heute solche von etwa 20 kg/kW erreichbar, wobei Anlagen bis zu 50 kW Leistungsabgabe (Flächenleistung 100 W/m^2) durchaus möglich sind.

Die in der Perspektive für hohen Leistungsbedarf und lange Betriebszeiten wohl aussichtsreichsten Bordenergieanlagen werden wahrscheinlich Kernreaktorsysteme sein. Besonders vorteilhaft erscheinen dabei die Incore-Thermionik-Reaktoren, bei denen die in den Brennelementen entstehende Wärme direkt im Reaktorraum an die thermionischen Wandler abgegeben wird. Vorteil dieses Systems ist, daß der Reaktor bei relativ niedrigen Temperaturen der Wandlerkollektoren betrieben werden kann. Nach diesem Verfahren dürften für den Leistungsbereich von 20 bis 100 kW massengünstige und verhältnismäßig billige Energieversorgungsanlagen zu schaffen sein.





Geburtstagsmanöver

Alle sieben Armeen des Warschauer Vertrages, der vor 15 Jahren abgeschlossen wurde, üben hier in einem lustigen gemeinsamen Manöver. Sie, lieber Leser, sollen erraten, auf welchem Foto jeweils Angehörige der Bewaffneten Kräfte der Ungarischen Volksrepublik (1), der Bulgarischen Volksarmee (2), Nationalen Volksarmee (3), Polnischen Armee (4), Rumänischen Streitkräfte (5), der Sowjetarmee (6) und der Tschechoslowakischen Volksarmee (7) abgebildet sind. Typische „Ausrüstungsgegenstände" erleichtern es. Schreiben Sie bitte auf eine Postkarte die genannten „Landeskennziffern" (1–7) und neben jede den Buchstaben des zugehörigen Fotos. Schicken Sie die Karte bis zum 25. 6. 1970 (Datum des Poststempels) an die

Redaktion „Armee-Rundschau",
1055 Berlin, Postschließfach 7986
Kennwort „1000-Mark-Preisausschreiben",

so gelangen Sie bereits mit 5 Richtigen in die Gewinnauslosung.



Auflösung aus Nr. 2/1970 1000-Mark-Preisausschreiben

Die zu ermittelnden Dienstlaufbahnen der dargestellten Soldaten waren: Nachrichten (Nr. 2), Kommandantendienste (3), Raketentruppen und Artillerie (5), Panzer (7) und Pioniere (8).

Es gewannen:

500,– Mark: Gefreiter Dietmar Kramer, Gompertshausen.

50,– Mark: Soldat J. Wiederhold, Rustenfelde; Marlies Hönsel, Leipzig; Soldat Herbert Ludwig, Arendsee; Igor Blumenberg, Brandenburg.

20,– Mark: Uffz.-Sch. Helmut Herold, Weißwasser; Hartmut Klar, Tröglitz; Roswitha Wyrwal, Freiberg; Hptwm. Zentzsch, Lauchhammer; Gerhard Weißflog, Karl-Marx-Stadt.

10,– Mark: Offz.-Sch. G.-U. Schmidt, Zittau; Ralf Winter, Schkeuditz; Kan. Jürgen Dittmar, Prora; Uffz. Rolf Neumerkel, Jena; Kan. R. Löffler, Döbeln; Offz.-Sch. Brumm, Zittau; Klaus Jeremias, Walddorf; Hans-Jürgen Hanicke, Potsdam-Eiche; Carsten Fense, Nordhausen; Lothar Rolle, Eisenhüttenstadt; Karl Pudig, Poppelvitz; Uffz. Peter Göthlich, Drewitz-Süd; Gefr. H. Hanck, Kaarßen; Heinz Kühn, Dresden; Günter Haufe, Rückersdorf; Brundhilde Rehländer, Magdeburg; Horst Kuck, Schwerin; Regino Kardekewitz, Schwerin; Otto Lindner, Stedten; Uffz.-Sch. Richard Gutewort, Römhild.

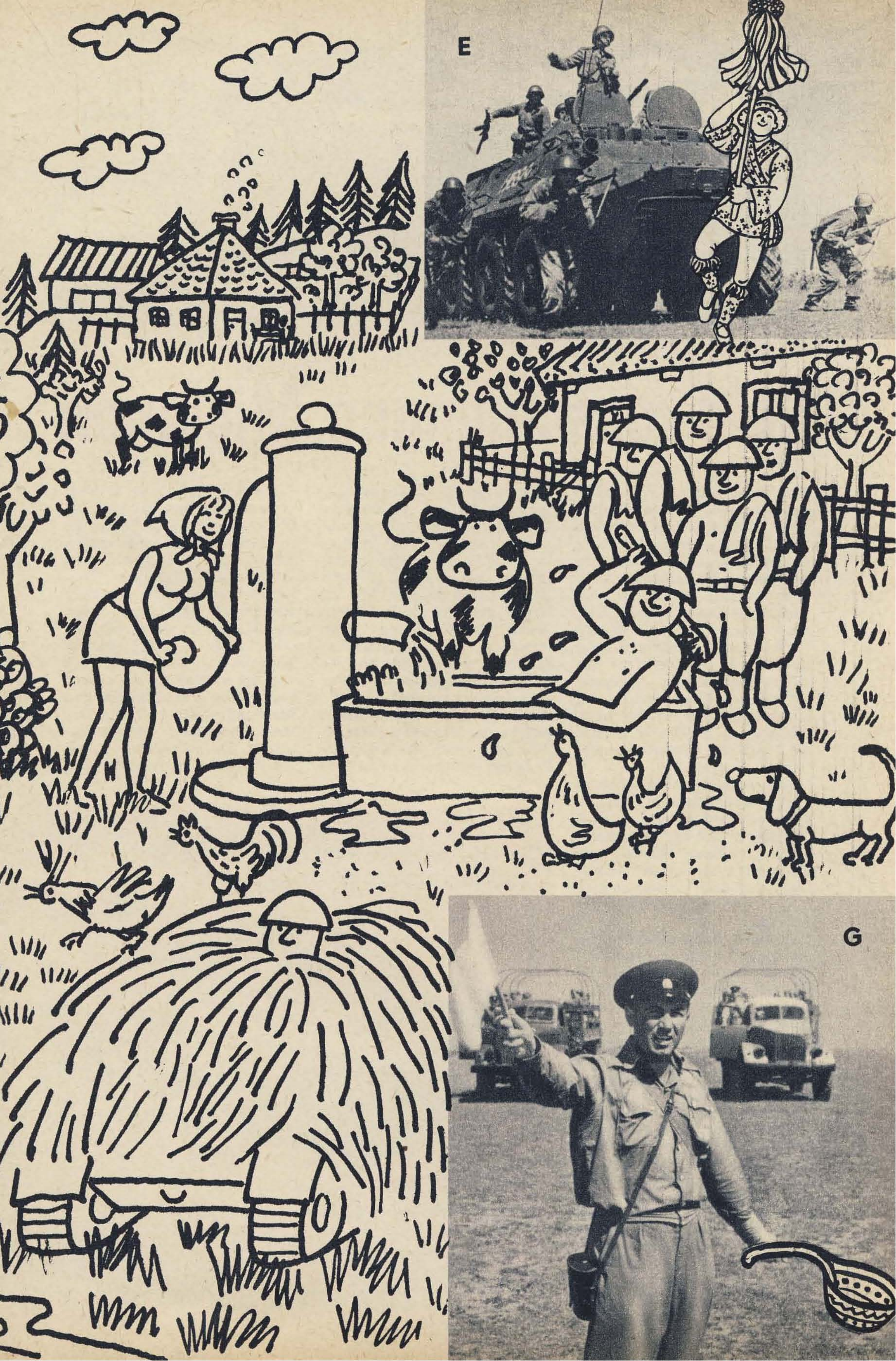
Die Preise werden mit der Post zugesandt.

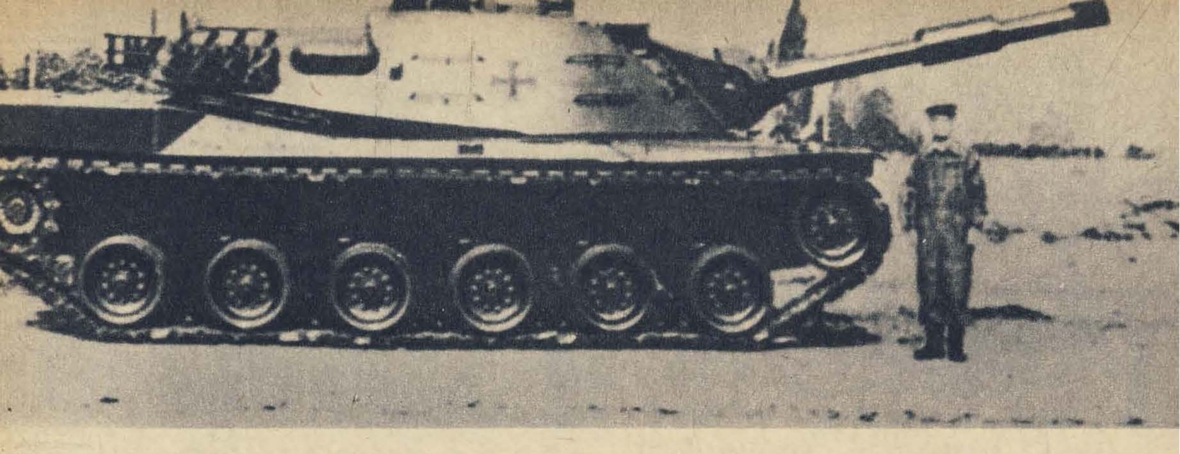



A
C



Zeichnungen: Klimpke


E
G



Seid verschlungen, Millionen

Ein Panzer im „Vorwärts". Das mag so ähnlich klingen wie: „Panzer – vorwärts!",wie der Lieblingssatz des Generals Guderian also. Aber natürlich ist dieser Gleichklang kein Gleichgesang. Hitlers Panzerstratege Nummer 1, eben jener Guderian, konnte nie genug Geld für seine Panzertruppen bekommen. Der Zeichner des „Vorwärts" klagte dagegen: „Viel zu viel Geld wird für die Bundeswehr verpulvert. Aber laßt uns, die SPD, erst einmal den Platz des ‚Panzerkommandanten' besetzen!"

Inzwischen ist der Sozialdemokrat Helmut Schmidt „Panzerkommandant" geworden, vom „Vorwärts" mit der Schlagzeile gefeiert: „Neue Männer im Kabinett – ein neuer Geist." Und so müßten sie also bereits mitten drin sein im eisernen Sparen!

Das wäre zwar längst nicht der Geist des alten August Bebel. Der hatte kategorisch gefordert: „Diesem (kapitalistischen) System keinen Mann und k e i n e n Groschen."

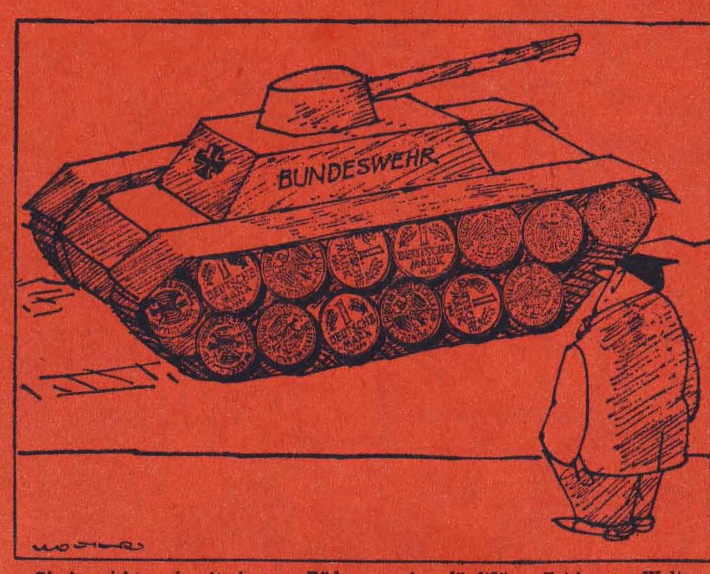
Schließlich verwandelt auch etwas weniger Geld für eine Raubtierzucht „Leoparden" nicht in friedliche Lämmer. Aber dennoch – geringere Rüstungsausgaben drüben würden die Nachbarn eher glauben lassen, daß sie in Bonn friedliche Brücken schlagen wollen und keine Panzerbrücken . . .

Schmidt schwört auf die „grundlegende Interessengemeinschaft" mit Washington. Trotzdem wurde im Januar das einstmals als Beispiel „atlantischer Zusammenarbeit" gelobte gemeinsame Projekt des „Kampfpanzers 70" zu Grabe getragen. 75 Millionen Dollar hatte Bonn „erst" darin investiert. Bei 130 geplanten Millionen waren also summa summarum 55 Millionen Dollar „eingespart" worden.

Weiß der „Rat der Götter", warum das Projekt scheiterte. Will jede Seite das lukrative Panzergeschäft allein machen?

Öffentlich wird ein anderer Grund angeführt. Ein mehr als 50 Tonnen schwerer Panzer sei in Mitteleuropa mit seinen zahlreichen Brücken nicht ohne Risiko einzusetzen. Deshalb werde man mit den freiwerdenden Millionen lieber den „Leopard" weiter züchten oder einen „Keiler"-Panzer entwickeln . . .

Viel ist drüben zur Zeit auch von einer Umstrukturierung der Bundeswehr die Rede. Der Heeresinspekteur Schnez hat beim Herbstmanöver des III. Korps die Grundidee der



„Ob der nicht auch mit ein paar Rädern weniger läuft?" Zeichnung: Wolter

Ende 1967 wurde der Öffentlichkeit ein erster Prototyp des Kampfpanzers „70" vorgestellt. Inzwischen ist das gemeinsame Entwicklungsprojekt zwischen Bonn und Washington aufgegeben worden.

Helmut Schmidt als Oberleutnant der Reserve an der Flugabwehrschule in Rendsburg. Als einer der ersten westdeutschen Politiker absolvierte Schmidt 1958 freiwillig eine Reserveübung.

Neugliederung des Heeres bereits erprobt. Ihr Hauptbestandteil ist die Bildung kompakter Panzerverbände in den Tiefebenen. Damit einher werden sie nach eigenen Worten 1970 zusätzlich „eine Fülle modernen Materials einführen", unter anderem den Schützenpanzer „Marder" und einen Brückenlegepanzer „Leopard". Wo da das eiserne Sparen bleibt? In den für Panzer schwer zugängigen, bergigen Gebieten. Von dort werden Panzer für die in den Tiefebenen zu konzentrierenden, operativen Verbände abgezogen. – Guderian, der Mann des „Panzer – vorwärts!", hätte seine helle Freude daran gehabt...

Wie bitte? Man nimmt nur aus dem einen Sack, um genau so viel, ja um noch gefährlich viel mehr in einen anderen zu stecken? In der Tat erhöhen sich die Rüstungsausgaben Bonns 1970 um weitere 10,3 Prozent. Dennoch – e i n e echte Einsparung hat der neue Minister ganz unbestritten zuwege gebracht.
Schmidt hat nämlich in sein Ministerium einen one-dollar-man mitgebracht, einen Ein-Dollar-Mann. So nennen die Nordamerikaner einen Angestellten des Staates, der vom Staat kein Gehalt gestellt bekommt.
Vielleicht fragt da wer: „Wovon lebt d e r Mensch?" Dazu der Herr Ernst Wolf Mommsen selbst: „Ich bin kein so reicher Mann, um ohne Geld leben zu können." Aber muß er auch gar nicht. Denn Mommsen ist „Aufsichtsratsvorsitzender, stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender und Aufsichtsratsmitglied einer langen Reihe westdeutscher Firmen", lesen wir in einer westdeutschen Biografie. Die Tantiemen dieser Firmen werden Mommsen auch weiterhin zufließen. Und dieser Quasi-Konzernangestellte ist im Range eines Staatssekretärs für den Bereich Technik und Beschaffung zuständig. Es sei zweifellos „ein guter Gedanke" gewesen, in das Management der Rüstung „einen führenden Industriellen wie Mommsen zu holen", lobt der „Industriekurier" den Minister Schmidt. Einen Industriellen mit Erfahrung übrigens. Mommsen gestand der Hamburger „Welt", daß er „in den letzten Kriegsjahren die gesamte eisenverarbeitende Industrie zu steuern hatte". Damals hieß es allerdings bereits: „Panzer – rückwärts!" Aber das war ja eine unfreiwillige Abwandlung der alten Losung...
Und noch eine unbestreitbare Sparmaßnahme des neuen Ministers, eine geistige.
Er tut immer so, als ob er rein nichts mit dem „Panzer – vorwärts!" im Sinne habe. Das „Defensivprinzip" e r k l ä r t er zum Grundgesetz seiner Militärpolitik. „Das Defensivprinzip", so Schmidt, „erfordert Zurückhaltung bei allen Äußerungen zur Verteidigungspolitik in Stil, Schrift und Rede". Also meine Herren Generale: Sparen Sie sich zu offene Worte, dann können Sie uns manchen Ärger ersparen! Weitermachen!
Fast lustig klingt's, weil der Minister ja selbst unter Freunden „Schmidt-Schnauze" genannt wird. Und die Generale? Haben sie die Schnauze voll ob des verordneten Maulkorbs? Mitnichten. Sie erklären vielmehr begeistert Helmut Schmidt zum „stärksten Mann", den sie bisher als Chef hatten. Und da glaubten wir einmal, der Franz Josef Strauß sei nicht zu überbieten!
Man möchte mit Bebel sagen: „Wenn dich deine Feinde loben, hast du einen Fehler gemacht." Aber das wäre unpassend. Schmidt-Schnauze und die Generale mit den Traditionen und Plänen von gestern sind keine Feinde. Schließen wir also mit einem anderen Ausspruch August Bebels: „Man soll einem Politiker nicht aufs Maul, sondern auf die Hände schauen!"

– th



Natürlich ist der hier abgebildete Herr Schmidt nicht mit jenem Herrn Helmut Schmidt aus dem Bonner „Verteidigungsministerium" zu verwechseln. Das darf man ihm nicht antun! Dieses Bild nach dem „Halleschen Stiefelknechts-Galopp" entstand bereits vor mehr als 100 Jahren auf einem Neuruppiner Bilderbogen.

Zwar hat der Zeitgenosse Schmidt von der Bonner Hardt-Höhe auch viele Jahrgänge zu bieten, aber es ist eben nicht ein Weiberregiment, das er führt, sondern es sind Brigaden ausgewachsener Burschen. Nein, ein „Stiefelknechts-Galopp" auf Herrn Helmut Schmidt müßte ganz anders lauten.

Herr Schmidt, Herr Schmidt,
der mischt da feste mit!
Denn für den Krieg, der Vietnam trifft,
da liefert Westdeutschland das Gift.
Konzernverbindung – das beweist:
das gleiche Ziel, der gleiche Geist!



Herr Schmidt, Herr Schmidt
weiß: Kapital ist Kitt!
Denn wenn das Kapital verschmilzt,
sind die Int'ressen auch verfilzt,
drum fördert er die Allianz
für einen neuen Totentanz!

Herr Schmidt, Herr Schmidt!
Ein Mann, der Schnez vertritt,
ein Mann, der alten Preußengeist
als Mensch und Offizier gutheißt,
Herr Schmidt, wie Sie! Ein solcher Mann
kommt bei d e r Generalität gut an!

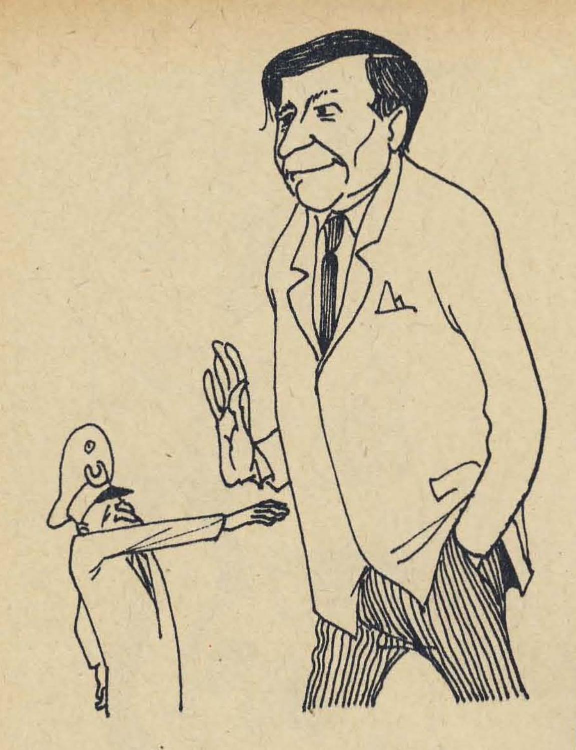
Herr Schmidt, Herr Schmidt
nahm den Herrn Mommsen mit.
Der Mommsen, ja, das muß man wissen,
kommt von der Rüstungsfirma Thyssen.
Und so erfüllt Minister Schmidt
den Plan der Monopole mit.



Herr Schmidt, Herr Schmidt
fühlt mit der NATO mit,
und deshalb sprach er auch davon,
ganz „unverzichtbar" sei für Bonn
das Bündnis mit dem NATO-Pakt!
Was bleibt, ist Reaktion – als Fakt.

Herr Schmidt, Herr Schmidt,
der teilte kürzlich mit:
‚Verständnis hab' ich immer sehr
für Tradition der Bundeswehr!'
Was doch, Herr Schmidt, nichts andres heißt,
als Tradition nach Preußens Geist!

Herr Schmidt, Herr Schmidt,
bekam von Springer Gelder mit,
weshalb Herr Schmidt auch Springer wählt
und Springer auf Schmidt-Schnauze zählt.
So arrangiert man sich bequem,
bedenkenlos in d e m System.

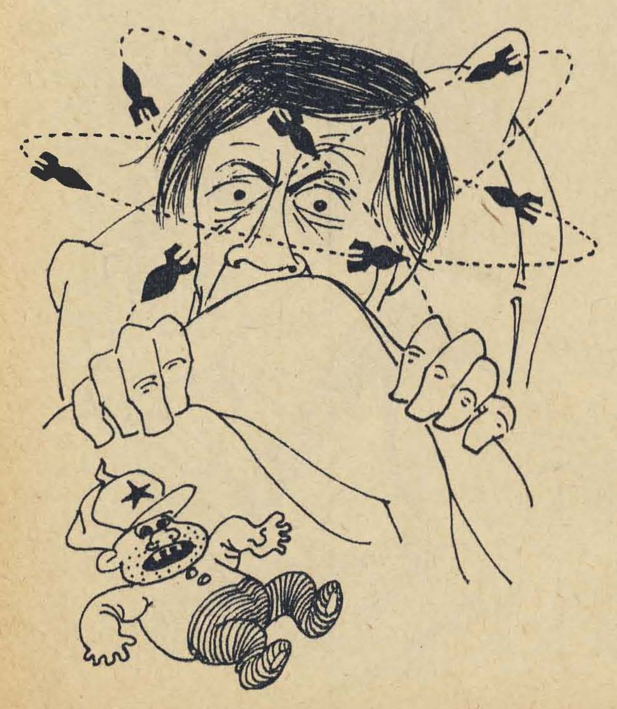


Herr Schmidt, Herr Schmidt,
nimmt auch die Nazi's mit.
Es ist ihm keineswegs fatal,
daß mancher Bu-We-General
schon Hitler mal die Treue schwor –
der allerdings den Krieg verlor!



Herr Schmidt, Herr Schmidt,
ist mit Herrn Schröder quitt.
Als dieser Schröder mußte gehn,
bedankte sich Herr Schmidt recht schön,
und eins – zwei – drei war er im Nu
so rechts als wie die CDU!

Zeichnungen: Klaus Arndt



Herr Schmidt, Herr Schmidt,
der faßte gleichen Schritt,
und sprach sofort und offen aus:
Mich hat, so wie Franz Josef Strauß,
der Osten um den Schlaf gebracht!
Wir brauchen die Atomstreitmacht!

H. Lauckner

Kampfsport – ein Krampf?

Die aktuelle Umfrage

Da leuchtete eines Morgens in knalligem Rot ein Zettel von der Wandzeitung der Kompanie Hilbert:

> **RING FREI!**
>
> **Wer macht mit beim Boxturnier der Kompanie? Der Ring steht allen offen, die noch NICHT aktiv geboxt haben.**

AR-Mitarbeiter Oberfeldwebel Heinz Karnetz, der im Verein mit der Sportgruppen-Leitung diese Idee entwickelt hatte, hielt fest, wie die gerade vom Frühsport kommenden Soldaten (hörbar) darauf reagierten.

Für den Soldaten Werner Leroy waren die roten Buchstaben offensichtlich ein rotes Tuch: „Denkste, laß mir die Fresse polieren!" Gefreiter Bernd Hasekamp, an welchen diese Worte gerichtet waren, nahm das erste wörtlich: „Muß erst mal in Ruhe darüber nachdenken." Demgegenüber steht für den Stabsgefreiten Wilfried Wiener auf Anhieb fest: „OM – Ohne mich!" Erscheint ihm vielleicht das Boxen, ebenso wie dem Unteroffizier Kurt Güst, als „rohe Sportart" und der Boxer als „gefühlloser Schläger"

Soldat Rainer Krajewski mochte „so weit nicht gehen", auf der anderen Seite aber auch nicht Gefahr laufen, seiner Freundin „beim nächsten Ausgang mit einem Veilchen gegenüberzutreten". Diesen Wunsch hat sicherlich keiner. Auch Wolfgang Herke nicht, Unteroffizier. Dennoch würde er „ganz gern mal in den Ring klettern"; sein Argument: „Man muß alles mitgemacht haben!" Und so machte er denn auch mit, als die Soldaten Eberhard Foede und Karl Limpack – beides aktive Faustkämpfer – vierzehn Tage später mit einem großen Kochtopfdeckel die Runden eingongten. Immerhin hatten sich vierzehn Mutige gefunden, die gegeneinander antraten...

Pro und contra.

In der Kompanie H. haben wir ein Bild davon bekommen. Um es zu erweitern, habe ich weitere 158 Genossen – Kanoniere, Matrosen, Panzermänner, Flieger, Grenzsoldaten – gefragt, wie sie sich verhalten würden, riefe ihre Sportgruppe gleichfalls zu einem Boxturnier auf. 44 % unterstützten den Gedanken und wären bereit, sich zu beteiligen; 49 % äußerten sich ablehnend und 7 % konnten sich weder so noch so entscheiden. Interessant ist dabei allerdings, daß das Pro in allen jenen Einheiten überwog, wo die Grundschule des Boxens bereits zum (praktischen) Programm der Militärischen Körperertüchtigung gehört. Im Durchschnitt waren es hier 64 % aller Befragten, die auch bei einem massensportlichen Turnier – und damit aus eigenem Entschluß – ins Seilquadrat steigen würden...

Das läßt Rückschlüsse zu. Etwa den, daß „der Appetit beim Essen kommt" wie es Oberst Rudolf Lehnert nennt. Er begründet seine Meinung wie folgt: „Ist man unter guter Anleitung, methodisch richtig und sportfachlich sauber geführt, an eine Disziplin herangekommen und in sie eingedrungen, geht erst einmal die Scheu vor ihr verloren. Je mehr ich spüre, wie ich ihre Eigenarten und Feinheiten, ihre Regeln und Bedingungen beherrschen lerne, desto größer wird mein Selbstvertrauen und meine Sicherheit. Das, was mir vorher fremd und unbekannt war und mir Angst einflößte, wird mir von Mal zu Mal vertrauter. Ich werde mehr und mehr Freude daran finden, meine Kräfte nach den Gesetzen des Sports im Zweikampf zu messen und mich in der Auseinandersetzung Mann gegen Mann zu bewähren."

Kanonier Lothar Sobschak will das theoretisch nicht bestreiten, sieht aber eine praktische Schwierigkeit: „In den Kampfsportarten ist das alles nicht so einfach. Da geht es nicht ohne gute fachliche Anleitung." Flieger Günther Wandelt stimmt ihm zu: „Bei den Ballspielen, da guckt man mal zu und stellt sich dann mit auf's Feld. Irgendwie kommt man schon zurande, auch wenn man die Regeln nicht gleich alle kennt. Aber ich kann mir doch nicht einfach 'n Paar Boxhandschuhe nehmen oder so'n Judokittel und zu

meinem Stubenkumpel sagen: ‚Komm, Emil, sei kein Frosch, jetzt stoßen wir uns mal einen aus!' "

Gewiß, so geht's nicht.

„Aber wie dann?", gegenfragt Funker Dietmar Homberg zu Recht.

Das „Wie dann?" schließt zugleich ein: „Mit wem als Helfenden, Anleitenden?" Unterfeldwebel Jochen Buer versteht darunter „ausgebildete Übungsleiter oder aktive Kampfsportler, die etwas von der Sache verstehen".

Geschulte und befähigte Übungsleiter für Boxen und Ringen gibt es wirklich nicht viel. Besser sieht es im Judo aus. Dennoch zeigt sich das Gesamtbild nicht so trübe wie die 158 befragten Genossen es sehen; erklärten doch nur 13 Prozent von ihnen, daß sie schon jemanden wüßten, der das Training im Kampfsport fachgerecht leiten könnte. AR prüfte die Lage in 17 Kompanien. Auf jeden Fall fanden wir dort 81 Genossen, die entweder in einer Kampfsportsektion ihrer Armeesportgemeinschaft regelmäßig auf die Matte oder in den Ring steigen oder die vor ihrer Einberufung aktive Judokas waren bzw. geboxt oder gerungen haben. Fast alle sind nicht abgeneigt, mit Rat und Tat zu helfen, dem Kampfsport in ihren Einheiten neue Freunde zu gewinnen. Nur in ganzen 3 der 17 Kompanien spürten wir niemanden auf, der Voraussetzungen dafür mitbringt – jedoch lassen sich bei gutem Willen und einiger Überlegung auch hier Möglichkeiten schaffen. Siehe Oberleutnant Hans-Eberhard Knötgen: „Wir hatten bei uns einen sehr guten Judo-Mann, Alfred Mühl, ein Unteroffizier. Vor einem Jahr ist er nachhause gegangen, wohnt aber nicht weit weg von uns. Der würde bestimmt bei uns einsteigen. Daß ich darauf noch nicht selber gekommen bin! Ich muß das mal mit dem Sportorganisator besprechen, denn Interessenten sind da. Ich garantiere, in den nächsten Monaten tut sich da wieder was in der Kompanie . . ."

Was in der Kompanie K. zum Zeitpunkt unseres Besuchs noch Vorhaben war, ist anderswo bereits Realität.

Im Zug des Gefreiten Gerd Grunau trägt sie die Farbe gelb: „Nachdem der im Mai 69 zu uns gekommene Soldat Werner Valek, ein aktiver Judoka, begonnen hatte, für ‚seinen' Sport zu werben, ist er nun auch zu ‚unserem' geworden; Anfang 70 hat etwa die Hälfte aller Genossen den 5. Kyo (gelber Gürtel) abgelegt." Über Jahre hinaus geht indes die Tradition der Judo-Gruppe, die Unterfeldwebel d. R. Arno Heupel fachgerecht betreut. „Mein Interesse", berichtet er, „wurde – nun werden Sie vielleicht staunen – von der ‚Armee-Rundschau' geweckt. Im Jahre 1965 sah ich dort den illustrierten Lehrgang über Judo-Selbstverteidigung. Ich suchte mir einen Partner und wir lernten die beschriebenen Griffe. Auf diesem Weg kam ich zur Sektion. Später entstand dann auch in der Einheit eine Gruppe, die sich – wenn auch alle halbe Jahre immer wieder etwas ‚verjüngt' – bis heute erhalten hat. Da ich hier am Standort wohne, leite ich sie auch weiterhin an. Sie sehen, Reserve hat auch in dieser Hinsicht keine Ruh'." Was von allen Judo-Interessenten der Einheit begrüßt wird und wofür dem edlen (japanisch: Dju) Kämpfer mit dem guten Grundsatz (japanisch: Do) zu danken ist.

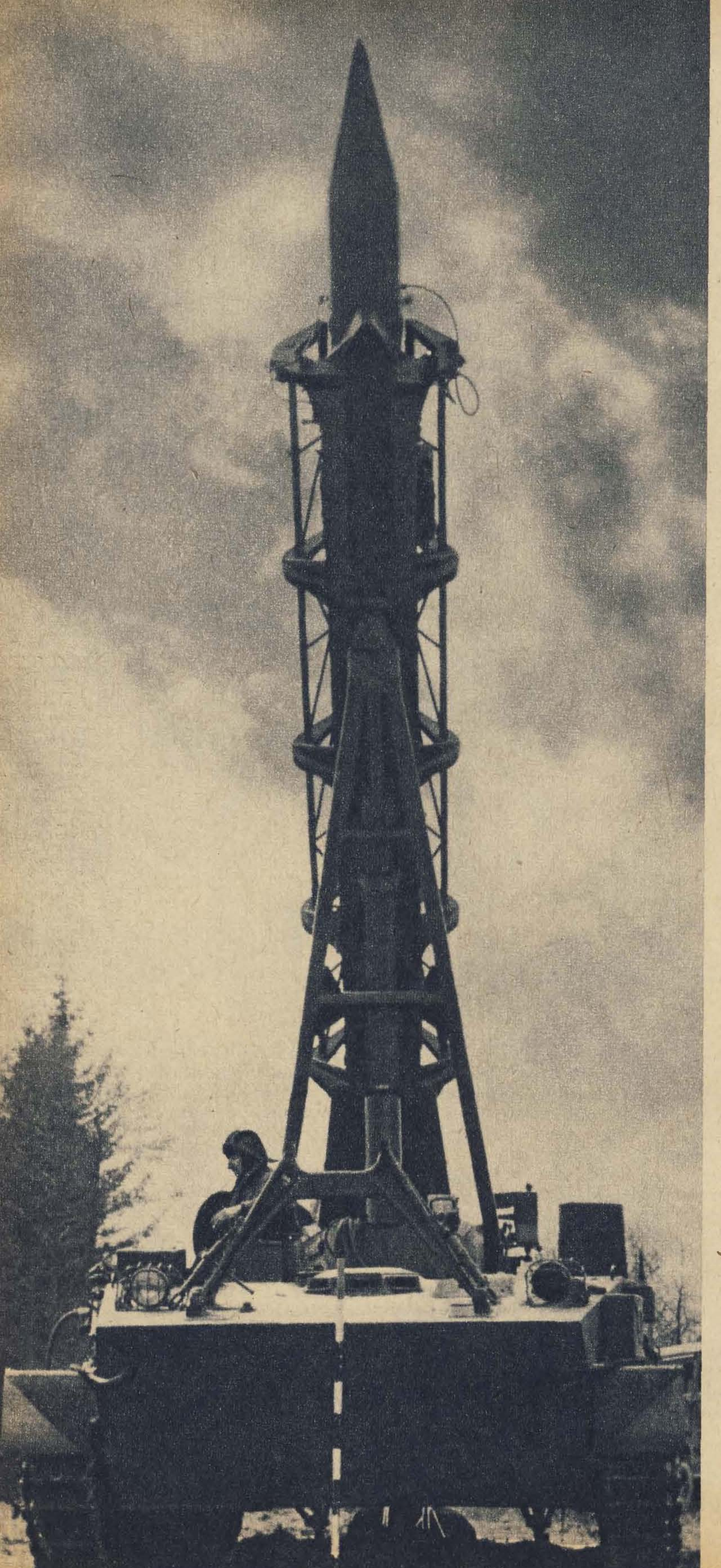
Von BB = Box-Begeisterung spricht die Resonanz, die der Ruf zu einem Laien-Boxturnier im Bataillon des Feldwebels Klaus Schatter fand: „Im Ring und am Ring war ein toller Betrieb. Um nicht zu hohe Anforderungen zu stellen und die relativ boxunerfahrenen Genossen nicht übermäßig zu strapazieren, haben wir die Kampfzeiten verkürzt, den Ringbelag verstärkt und das Handschuhgewicht auf 10 Unzen beschränkt. Das Ganze hat sich wirklich gelohnt."

Ebenso gelohnt haben sich die Box-Meisterschaften der ASG Torgelow II. Wie die Oberleutnante Peter Euba und Peter Kirbis berichten, ging man davon aus, daß das Boxen „wertvolle Voraussetzungen für den Nahkampf" schafft. „Dabei konzentrieren wir uns nicht in erster Linie auf die technische Perfektion und die leistungssportliche Entwicklung unserer Genossen als vielmehr auf die kämpferischen und moralischen Potenzen, die uns helfen, die Soldaten zum Kampfeswillen, zur Härte und zur Selbstüberwindung zu erziehen." Vor allem dank der guten Vorbereitung aller Interessenten wurden die Titelkämpfe, an denen sich keine aktiven oder ehemals aktiven Boxer beteiligen durften, ein Erfolg.



Wie gingen die Torgelower vor?
„Wir stützten uns im wesentlichen auf die Aktiven unserer Sektion Boxen und solche Genossen, die früher einmal aktiv geboxt hatten. Sie wurden rechtzeitig in die Sportgruppen delegiert und mit der Vorbereitung der Nichtaktiven betraut. Das Training wurde auf der Grundlage vorhandener Stundenbilder absolviert. Es zeigte sich, daß Grundbegriffe des Boxens bei intensiver Arbeit in kurzer Zeit vermittelt werden können. Die Nichtaktiven merkten sehr bald, daß sich die ersten Erfolge einstellten. Das Erfolgserlebnis förderte ihre Bereitschaft, auch ohne Anleitung zu üben. Nach zwölf Trainingsstunden konnten wir zum Sparring übergehen."
An den Meisterschaftstagen traten 36 Genossen zum ersten Mal in ihrem Leben in den Boxring. Jedoch „hätte das von ihnen Geleistete" – urteilen die Veranstalter – „so manchen Experten in Erstaunen versetzt". Den Gefreiten Rehlander und Koch, Haar und Jaspers, Studen und Gottschalk, alle, die sich selbst überwunden und zum Faustkampf gestellt hatten, wurden diese ASG-Titelkämpfe zu einem großen sportlichen Erlebnis. Aber nicht nur das. Kampfsport ist nicht Selbstzweck. Er hat wesentliche Bedeutung für die Erfüllung der Kampfaufgaben jedes Soldaten. Denn, so betont Generalleutnant Siegfried Weiß, „auch heute, im Zeitalter der modernen Technik, kann ein Gefecht durch den Zweikampf Mann gegen Mann entschieden werden".
Verlangt das nicht, den Kampfsport aus der Verkrampfung zu lösen, in der er sich noch hier und da befindet?

Karl Heinz Freitag



Gefecht auf Distanz

Soldaten der Tschechoslowakischen Volksarmee schossen mit taktischen Raketen. Bildreporter Zdeněk Labík, Prag, war mit seiner Kamera dabei

Von Schlachten des Altertums sind uns viele farbige Schilderungen überliefert, wenn „Wolken von Pfeilen und geschleuderten Steinen den Himmel verdunkelten" und die Phalanxen des Gegners mit todbringender Wucht überschütteten. Sicher mag ein solches Bild die Chronisten jener Zeit fasziniert haben – was würden sie jedoch heute empfinden, könnten sie beispielsweise den Abschuß einer Rakete miterleben.
Ein Orkan bricht plötzlich los. Das langgestreckte Projektil





Einfahrt in die Feuerstellung. Millimeterarbeit ist auch hier gefragt (Bild links).

Technische Uberprüfung. Es kommt auf jedes „Schräubchen" an (rechts).

Der spannendste Augenblick. Wird es ein Treffer? (Bild unten).

hebt sich unter Donnern und Fauchen von der Rampe und jagt davon. Sekunden später ist schon wieder alles ruhig. Nichts mehr deutet hier im Augenblick auf ein Gefecht hin. Doch Dutzende Kilometer entfernt, wo die Rakete ihr Ziel findet, tobt dann der Sturm weiter – mit einer Vernichtungskraft, die selbst Armeen von Schleuderern und Bogenschützen nie erreichen konnten.
So wie jene der „verlängerte Arm" der Schwertträger und Speerwerfer waren, so sind heute die taktischen Raketen – wie auch die moderne Rohrartillerie – die „Schleuderer" der Landstreitkräfte. Doch während moderne Geschütze ihre Ziele über fünfzehn bis zwanzig Kilometer vernichten, ist die Reichweite einer taktischen Rakete viel größer. Diese Rakete ist hochmobil, kann schnelle Stellungswechsel vornehmen, ja sogar auf erhebliche Entfernungen rasch



umgesetzt werden, wenn das zur Unterstützung der Truppe notwendig ist. Am Einsatzort ist sie in kürzester Frist gefechtsklar und kann auch aus getarnten Feuerstellungen heraus innerhalb weniger Minuten gestartet werden. Durch diese Vorzüge hat sich die Raketenwaffe im System der Artillerie ihren Platz erobert und alle die Aufgaben übernommen, welche die klassische Rohrartillerie nicht zu lösen vermag. Wobei hinzukommt, daß bei einer gut ausgebildeten Bedienung die Wahrscheinlichkeitsquote der Vernichtung eines Zieles mit einer einzigen Rakete ganz nahe der Einhundert-Prozent-Grenze liegt. Das bewiesen auch die Angehörigen der tschechoslowakischen Raketentruppen bei ihren Scharfschießen, wofür ihnen nicht nur die Chronisten des Altertums Beifall zollen dürften. *B-t*



Neubeginn

Von Günther Wirth

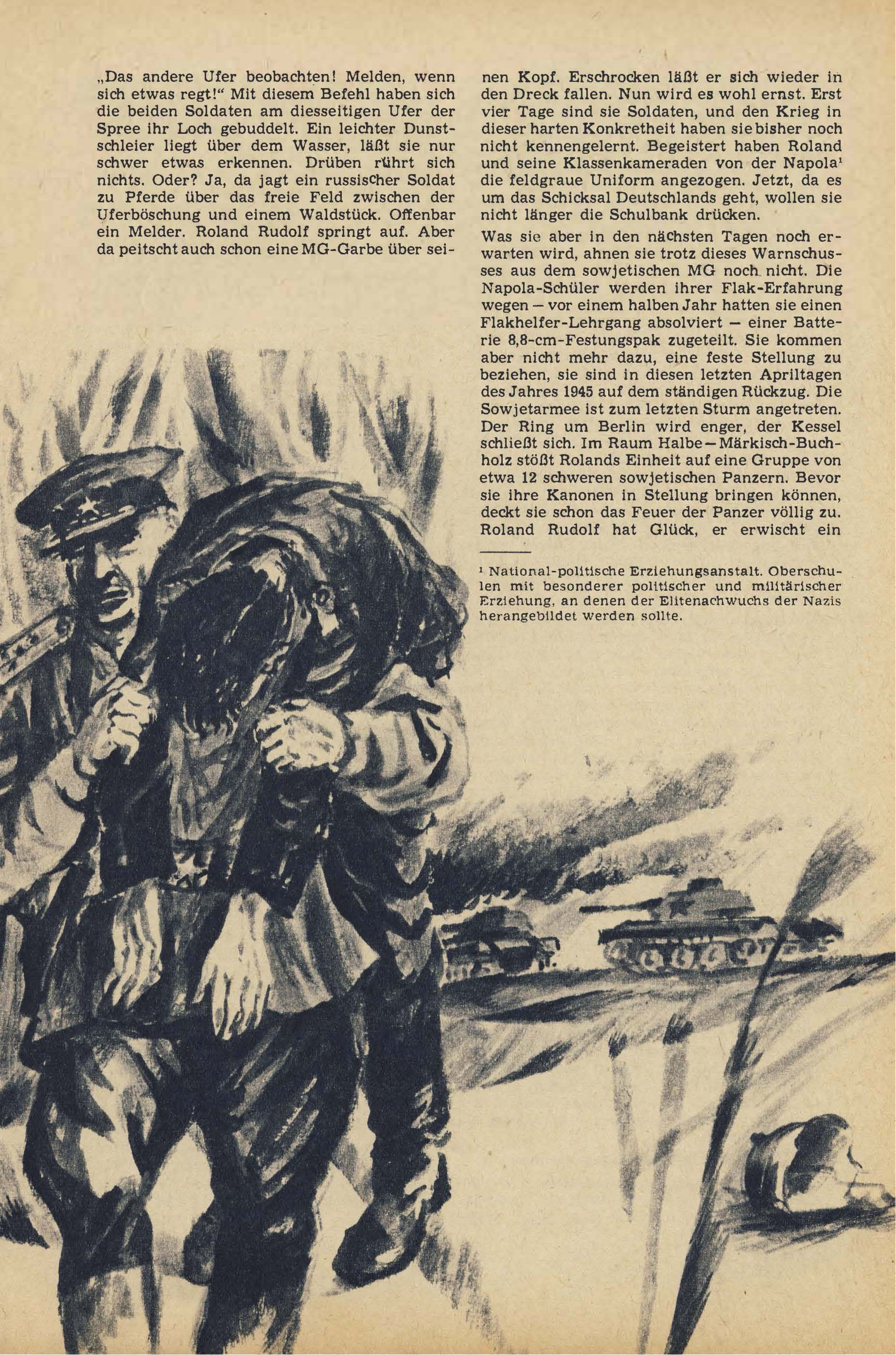
25. Jahrestag der Befreiung Deutschlands vom Faschismus – so steht es in unseren Kalendern des Jahres 1970 unter dem 8. Mai. 25 Jahre, ein Vierteljahrhundert – ein historisch kurzer Zeitraum. Für die heutige junge Generation aber ist das Jahr 1945, das Jahr des Zusammenbruchs und des Neubeginns, bereits Geschichte, über die man in den Schul- und Geschichtsbüchern lesen kann. Für den heute 42jährigen ist es mehr: Erinnerung an persönliches Erleben, an konkrete Wirklichkeit. Roland Rudolf, Jahrgang 1928, Doktor der Pädagogik, Kommunist, geachteter Mitarbeiter im Deutschen Pädagogischen Zentralinstitut in Berlin, war im Frühjahr 1945 Hitler-Soldat, überzeugt, sein deutsches Vaterland gegen den Bolschewismus verteidigen zu müssen. Als das faschistische Deutschland, das nicht sein Vaterland war, mit Getöse zusammenbrach, war der 17jährige ein Krüppel – körperlich.
Gleichzeitig aber war es für Roland ein Neubeginn. Er begann sich von dem zu lösen, was ihm die jahrelange Nazi-Propaganda eingeimpft und was ihn geistig verkrüppelt hatte: vom Glauben an das „Deutschland, Deutschland über alles", an den „gerechten Krieg für unsere heilige Sache", an die Mär vom „bolschewistischen Untermenschen".
Die Begegnung mit dem einfachen Sowjetsoldaten gab den ersten Anstoß dazu ...

Illustration: Hans Räde



„Das andere Ufer beobachten! Melden, wenn sich etwas regt!“ Mit diesem Befehl haben sich die beiden Soldaten am diesseitigen Ufer der Spree ihr Loch gebuddelt. Ein leichter Dunstschleier liegt über dem Wasser, läßt sie nur schwer etwas erkennen. Drüben rührt sich nichts. Oder? Ja, da jagt ein russischer Soldat zu Pferde über das freie Feld zwischen der Uferböschung und einem Waldstück. Offenbar ein Melder. Roland Rudolf springt auf. Aber da peitscht auch schon eine MG-Garbe über seinen Kopf. Erschrocken läßt er sich wieder in den Dreck fallen. Nun wird es wohl ernst. Erst vier Tage sind sie Soldaten, und den Krieg in dieser harten Konkretheit haben sie bisher noch nicht kennengelernt. Begeistert haben Roland und seine Klassenkameraden von der Napola[1] die feldgraue Uniform angezogen. Jetzt, da es um das Schicksal Deutschlands geht, wollen sie nicht länger die Schulbank drücken.

Was sie aber in den nächsten Tagen noch erwarten wird, ahnen sie trotz dieses Warnschusses aus dem sowjetischen MG noch nicht. Die Napola-Schüler werden ihrer Flak-Erfahrung wegen – vor einem halben Jahr hatten sie einen Flakhelfer-Lehrgang absolviert – einer Batterie 8,8-cm-Festungspak zugeteilt. Sie kommen aber nicht mehr dazu, eine feste Stellung zu beziehen, sie sind in diesen letzten Apriltagen des Jahres 1945 auf dem ständigen Rückzug. Die Sowjetarmee ist zum letzten Sturm angetreten. Der Ring um Berlin wird enger, der Kessel schließt sich. Im Raum Halbe – Märkisch-Buchholz stößt Rolands Einheit auf eine Gruppe von etwa 12 schweren sowjetischen Panzern. Bevor sie ihre Kanonen in Stellung bringen können, deckt sie schon das Feuer der Panzer völlig zu. Roland Rudolf hat Glück, er erwischt ein



[1] National-politische Erziehungsanstalt. Oberschulen mit besonderer politischer und militärischer Erziehung, an denen der Elitenachwuchs der Nazis herangebildet werden sollte.

Schützenloch, in dem er sein Gesicht eng an die Erde preßt. Um ihn herum detonieren die Granaten, wirbeln Bäume, Metallteile, Dreck, Menschenleiber durch die Luft. Ist das schon das Ende? Roland will immer noch kämpfen, das Vaterland retten. Und lieber im Kampf fallen, als den Russen lebend in die Hände fallen, denn das wäre ja das sichere, grausame Ende. Ein Moment Feuerpause. Vorsichtig hebt er den Kopf aus seinem Loch. Aber im unpassendsten Augenblick: Zehn Meter vor ihm schlägt eine Granate ein. Er spürt nur noch einen gewaltigen Schlag am Kopf, dann nichts mehr. Wie lange er gelegen hat, weiß er nicht. Als er zu sich kommt, ist es dunkel um ihn. Er tastet nach seinen Augen, spürt nur Feuchtigkeit. Ist er blind? Er schreit los, die Stimme gehorcht ihm noch. Es sind nur wenige Minuten vergangen, Kameraden sind noch in der Nähe. Sie zerren ihn aus seinem Loch, schleppen ihn mit zurück. Aber sie stolpern, fallen, rappeln sich wieder hoch – ohne Roland. Er bleibt hilflos liegen, und es erwischt ihn noch einmal: Ein Schützenpanzerwagen rollt über seinen rechten Oberschenkel. Noch einmal wird er von zwei der zurückhastenden deutschen Soldaten hochgehoben und ein Stück mitgeschleppt. Nicht weit allerdings, nur bis in den Wald. Roland hat das Bewußtsein wieder verloren. Vielleicht halten sie ihn für tot. Endgültig wird er zurückgelassen. Rette sich, wer kann!

Er kommt zu sich, als jemand in seinem Gesicht herumtastet. Er hört fremde Laute. Russische! Nun ist alles vorbei. Das, was nie passieren durfte, ist geschehen. Die Russen haben ihn. Er kann nichts sehen, aber er sieht das Bild des blutrünstigen Bolschewiken vor sich, das ihm von der nazistischen Propaganda, von Plakaten, von der Ausstellung „Der Untermensch" immer wieder als das Bild des Russen ins Bewußtsein gehämmert worden ist. Aber er sieht auch die angstvollen Gesichter der beiden russischen Soldaten von gestern: Bei einem ihrer verzweifelten Ausbruchsversuche aus dem Kessel waren ihnen die beiden in die Hände gefallen. SS-Leute hatten sie aus einem Gebüsch gezerrt, in den Wald geführt und mit der MPi niedergeschossen. Jetzt wird es ihm nicht anders ergehen, davon ist Roland überzeugt. Er drückt seinen Zeigefinger an die Schläfe, mit dieser Geste ausdrückend, daß er jetzt wohl erschossen wird.

„Nix erschießen. Russisch Soldat – Kamerad", holpriges, hartes Deutsch klingt an sein Ohr.

„Aufstehen, mitkommen!"

Roland versucht, hochzukommen. Es bleibt aber nur der hilflose Versuch einer Bewegung. Seine ganze linke Körperseite spürt er überhaupt nicht, sie ist völlig bewegungslos, der rechte Oberschenkel schmerzt wahnsinnig, sicher gebrochen.

„Du liegen bleiben, ich suchen Kamerad."

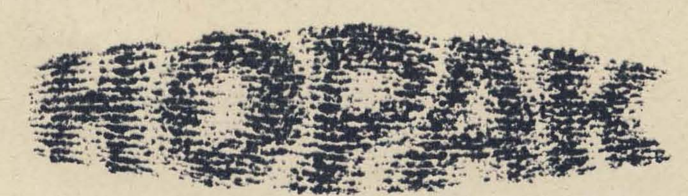
Der schwerverwundete, hilflose Roland ist wieder allein. Mit seiner Angst, mit Zweifeln. Warum hat der Russe ihn nicht gleich abgeknallt? Wollen sie sich zu zweit das Vergnügen machen? Vielleicht lassen sie ihn auch einfach hier im Wald verrecken. Oder wollen sie ihm doch helfen? Eine kleine Hoffnung regt sich in ihm.

Der russische Sergeant kommt tatsächlich mit einem zweiten Soldaten zurück, es ist ein Kapitän. Sie haben Verbandszeug mitgebracht und legen ihm einen provisorischen Kopfverband an. Dann nimmt ihn der Sergeant aufs Kreuz, so daß Rolands Kopf und Arme über seine Schultern nach vorn herunterhängen. So gehen sie los. Der Marsch durch den Wald ist kein Spaziergang auf glatter Asphaltstraße. Nur selten haben sie ein Stück ebenen Waldweg, meist geht es quer durchs Unterholz, dann vorbei an Trichtern, über umgestürzte Bäume. Jeder Meter wird für Roland zur Qual. Der Blutverlust hat ihn stark geschwächt. Nur im Unterbewußtsein merkt er, wie sich die beiden russischen Soldaten in immer kürzeren Abständen als Träger abwechseln. Ihm fehlt die Kraft, weiter darüber nachzugrübeln, was ihn noch erwarten wird. Häufig schwinden ihm ganz die Sinne. Sicher ist auf jeden Fall eins: Wenn sie ihn töten wollten, hätten sie es längst getan, würden sie ihn nicht unter solchen Anstrengungen kilometerweit durch den Wald schleppen. Auf einer harten Pritsche kommt er zu sich. Neben sich verwundete russische Soldaten. Er ist auf dem sowjetischen Hauptverbandsplatz. Roland wird hier nicht anders betreut wie die verwundeten Sowjetsoldaten. Ein junger sowjetischer Truppenarzt untersucht ihn. Es steht nicht gut um ihn: ohne Augenlicht, linksseitig gelähmt, der rechte Oberschenkel dreifach gebrochen. Er hört etwas von Operation. Ein Splitter ist ihm ins rechte Auge gedrungen und steckt noch irgendwo im Hinterkopf. Um die Sehkraft wenigstens des linken Auges zu retten, müssen die zerfetzten Reste des rechten entfernt werden. Der junge Arzt ist kein Augenspezialist, und ein Truppenverbandsplatz ist kein Operationssaal. Es wird also keine Schönheitsoperation, aber Roland kann wieder sehen. Er wird ins Kriegsgefangenenlazarett nach Luckenwalde gebracht. „Sein" Sergeant verabschiedet sich noch von ihm: „Krieg nun zu Ende, du wirst leben, mußt viel lernen."

Viel Zeit zum Nachdenken hat er nun. Noch kann er nicht alles verdauen, was auf ihn eingestürmt ist. All das, woran er bisher glaubte, ist zusammengebrochen. Nichts stimmt mehr. Der Krieg ist verloren, sein Glaube an das Vaterland wurde mißbraucht, und die „Feinde", die „Untermenschen" behandeln ihn nicht nur korrekt, menschlich; mehr, sie retten ihm unter hohen persönlichen Anstrengungen das Leben. Viel diskutiert er in diesen Wochen mit den sowjetischen Ärzten und Helfern. Er beginnt wieder Hoffnung zu schöpfen.

„Der Mensch hat nicht nur Arme und Muskeln, er hat auch einen Kopf, gebrauche ihn!" Dieser Rat wird für ihn zum Leitsatz, als er im August 1945 aus dem Lazarett nach Hause entlassen wird.





Ein Programm voll wilder Sprünge
fand soeben seinen Schluß.
Publikum war guter Dinge,
denn es war ein Hochgenuß.

Sind die tanzenden Soldaten
mit dem roten Sowjetstern
doch die reinsten Akrobaten,
und man sieht und hört sie gern.

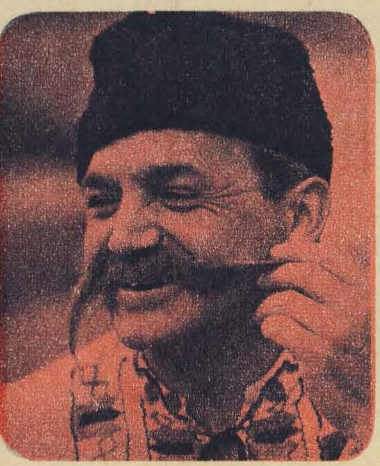
Kleines Mädchen denkt: Wie schade!
Tänzer aber fühl'n sich matt,
weil auch eine Tänzerwade
Anrecht auf Entspannung hat.

Doch der Solotänzer Grischa
kann nicht Mädchen traurig seh'n,
fühlt sich plötzlich wieder frischer
und beginnt sich schon zu dreh'n.

Wie ein Blitz fährt's in die Beine,
und er schwingt sich stolz im Kreis,
tanzt für sie nun ganz alleine
einen Hopak schnell und heiß.

Doch bald hat sich's ausgewirbelt,
und für Grischa wird es Zeit.
Während er den Schnurrbart zwirbelt,
dankt sie ihm mit Fröhlichkeit.







Heiter strahlen ihre Züge,
denn der Tanz hat sie verklärt.
So habt ihr uns nach dem Kriege
lächeln und vertrau'n gelehrt.

Als Verfall und Kälte drohten,
waren Tanz und Chorgesang
eure ersten Freundschaftsboten.
Und wir standen stundenlang.

Eure Tänze, eure Lieder,
einst des Frühlings erste Spur
— heute uns're Waffenbrüder
an den Fronten der Kultur.

H. Krause

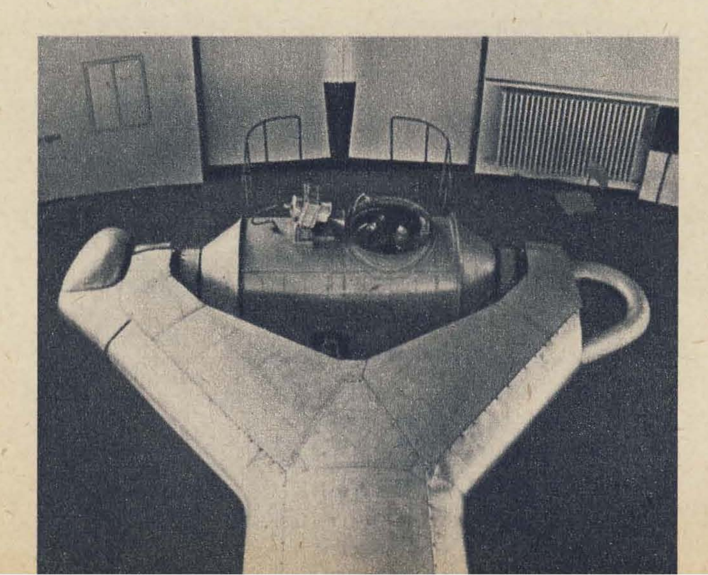


Unterwasser-Roboter

Ein Tauchroboter für den Einsatz in großen Tiefen wird in der Sowjetunion erprobt. Das Gerät bewegt sich auf dem Meeresboden durch ein elektrisch betriebenes Hydrauliksystem. Mit seinen Greifern, die wie menschliche Hände arbeiten, wirkt der Roboter in Tiefen bis zu 4000 m. 22 Befehle führt er bereits aus. Künftig soll das Gerät vor dem Einsatz programmiert werden.

Zentrifuge für 30 g

Im Luftfahrtmedizinischen Institut der Polnischen Armee arbeitet eine Zentrifuge, die von den Warschauer Luftfahrtmedizinern entwickelt wurde und die vergleichbare Geräte kapitalistischer Länder in den Leistungen übertrifft. Die Beschleunigungsanlage ist für Versuche in der Übergangsregion zwischen Luft- und Raumfahrt geeignet. Die Kabine an dem neun Meter langen Ausleger simuliert Druckverhältnisse der oberen Schichten der Atmosphäre – etwa in 30 000 m Höhe. Die Zentrifuge beschleunigt auf über 30 g. Über Fernsehen überwachen die Wissenschaftler die Piloten während des Belastungstests; wie in der großen Druckkammer ist es auch hier möglich, medizinische Messungen auszuführen.

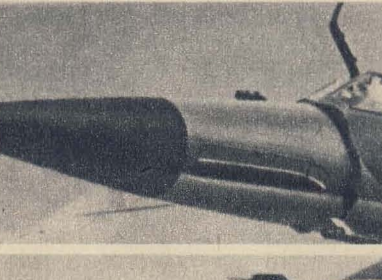


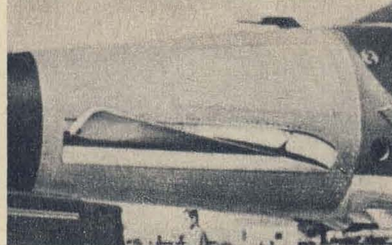
Tankwagen P-V 3 S

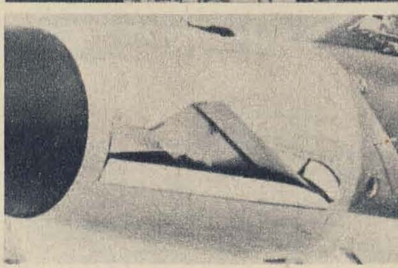
In der Tschechoslowakischen Volksarmee wird seit einiger Zeit eine neue Variante des Tankwagens Prago V 3 S genutzt. Ohne die Konstruktion des Fahrzeuges zu verändern, können jetzt zusätzlich 27 Stück 20-l-Kanister für Motorenöl mitgeführt werden. Sie sind in seitlichen Halterungen befestigt und leicht anzubringen bzw. abzunehmen. Eine Überlastung des Tankwagens tritt nicht ein.

Stutzflügel an der Mirage III

Nach einer Konzeption der Schweizer Flugzeugwerke Emmen stattete das französische Herstellerwerk Dessault eine Mirage III-R mit Stutzflügeln aus. Zunächst verwendete man fest eingebaute, später einziehbare Stutzflügel. Damit sollen dem Flugzeug bessere Langsamflugeigenschaften verliehen werden, auch soll es dadurch mit kürzeren Start- und Landestrecken auskommen. Im eingefahrenen Zustand sollen die Überschallflugeigenschaften der Mirage III erhalten bleiben. Die Abbildungen zeigen den Stutzflügel im eingefahrenen Zustand, während des Ausfahrens sowie in völlig ausgeklappter Stellung.







Eidgenossen als Kampfschwimmer

Für die Schweizer Armee werden nunmehr auch Kampfschwimmer ausgebildet. Die Aufgaben dieser für die Schweiz neuen Spezialeinheit erstrecken sich auf technische Arbeiten unter Wasser, auf Kampfaufgaben in Gewässern, auf taktisch-technische Einsätze sowie auf Unfall- und Katastrophenhilfe.

Spezialgewehr

Innerhalb der letzten zehn Jahre hat die US-Armee 20 Millionen Dollar für die Entwicklung eines Spezialgewehres ausgegeben. Es soll keine Geschosse, sondern kleine Hartmetallpfeile verschießen. Wegen des zu großen Knalls, des zu großen Mün-

dungsfeuers und des zu hohen Verschleißes wird damit weiter experimentiert. Die Waffe soll demnächst in die Truppenerprobung gehen.

Aufblasbare Schutzbauten

Das Militärinstitut der Jugoslawischen Volksarmee entwickelte leichte aufblasbare Traghallen für den Materialschutz. Die Bauten sind halbrund und werden von Wülsten getragen. Nach dem gleichen Prinzip werden in Jugoslawien auch Wasserbehälter mit einem Fassungsvermögen von 1500 und 4500 Liter hergestellt. Zum Aufblasen können Kompressoren, Druckflaschen und auch Handluftpumpen verwendet werden.

Turmgeschütz

Eine 76-mm-Turmkanone für leichte Einheiten wurde in Italien auf Schnellbooten erprobt. Das rückstoßarme Geschütz feuert theoretisch 80 Schuß/min ab und erzielt durch das längere Geschützrohr eine große Reichweite. Die Waffe ist vollautomatisiert, radargesteuert und sehr robust. Im Auftrage der italienischen Marine entwickelt, soll es in der westdeutschen Kriegsmarine auf Schnellbooten und Fregatten des Typs 70 eingeführt werden.

Neuer japanischer Panzer

Vor kurzem wurde ein in den Mitsubishi-Werken entwickelter Panzer von der japanischen Armee in Erprobung genommen. Es handelt sich dabei um keine Weiterentwicklung früherer Typen, sondern um eine den modernen sowjetischen mittleren Panzern sehr ähnliche Neukonstruktion. Einige Daten: Masse 38 t, Länge 6,60 m, Breite 3,20 m, Höhe 2,20 m, Leistung 750 PS, Geschwindigkeit 60···70 km/h, Bewaffnung 105-mm-Kanone (Vickers-Armstrong, USA), 12,7-mm-MG, 7,7-mm-MG. Eine erste Serie von 200 Stück soll 1972 zugeführt werden.



Kuriose Erfindungen

Aus der Unterhaltungszeitschrift „Didaskalia", 1834 in Frankfurt am Main erschienen, soll eine interessante Meldung wiedergegeben werden, die von einer Waffe mit besonderen Eigenschaften berichtet. „Ein Engländer hat eine Pistole erfunden, mit der mit einem Male 12 Kugeln zugleich abgeschossen werden, so daß ein Mann mit einer solchen Pistole es mit 12 Feinden zugleich aufnehmen und sie alle 12 mit einem Schuß töten kann. Überdies kann man in einer Minute 10 Schüsse damit abtun, so daß also in jeder Minute 120 Kugeln verschossen werden; folglich können 100 Mann in 10 Minuten



Vignetten: Klaus Bernsdorf

120 000 Kugeln abfeuern, also in wenigen Augenblicken eine große Armee, wenn sie stillhält, vernichten. Furchtbar ist's, ob aber wahr?"

Eingesandt von G. Jaritz

Die „Schnellfeuerhose"

Viele Gedanken muß sich der Großbüdner Albrecht Purbst aus Kurtschow am See bei Radenickel darüber gemacht haben, wie der königlich sächsische Soldat besser seinen „Mann" stehen könne. Besonders eine „Beschäftigung", die den Soldaten des Königs zeitweise völlig kampfuntauglich machte, bedrückte ihn. Purbst kam deshalb auf den rettenden Gedanken, eine Militärhose ganz besonderer Art zu erfinden. Am 6. März 1912 wendete er sich mit folgendem Schreiben an das Kriegsministerium: „Als Erfinder einer Verbesserung an der Militärhose, durch welche es besonders dem Infanteristen ermöglicht wird, feldmarschmäßig ausgerüstet und mit dem Gewehr in der Hand (also im Felde und auf entlegenen Postenusw.) seine Notdurft verrichten zu können, frage ich ergebenst an, ob das Königliche Kriegsministerium dieser Erfindung näher treten will."
Doch das „Königliche Kriegsministerium zu Dresden" wollte nicht. Ob es sich um einen abknöpfbaren Latz oder um einen Reißverschluß handelte, geht aus dem Schreiben nicht hervor.

Nach der Akte Nr. 4183 des Deutschen Militärarchivs, von K. Geßner



Soldaten schreiben für Soldaten



Die richtige Richtung

„. . . und so erwarte ich von allen Soldaten, Unteroffizieren und Offizieren unserer Einheit höchste Ausbildungsergebnisse. Das Ziel ist bekannt: ,Marschrichtungszahl 20 – Orientierungspunkt 7. 10.' Gruppenführer! Gruppen übernehmen und mit der Ausbildung beginnen."
Unteroffizier R., verspätet vom Kurzurlaub zurückgekehrt, tritt an seinen Zugführer heran und meldet: „Genosse Leutnant . . ." Der Zugführer nimmt den Urlaubsschein und überprüft die bestätigte Eintragung über die Zugverspätung. „Danke, Genosse Unteroffizier. Hier ist Ihre Karte. Beginnen Sie mit der Ausbildung entsprechend meiner Einweisung vom vergangenen Freitag."
„Zu Befehl, Genosse Leutnant."
Während sich Unteroffizier R. zu seiner Gruppe begibt, ruft er sich in Gedanken noch einmal das Thema der heutigen Ausbildung zurück: Orientierungsmarsch im Gelände nach Karte und Kompaß. Er befiehlt seinem Stellvertreter, die Ausrüstungsgegenstände der Soldaten zu überprüfen, faltet die Karte, markiert seinen eigenen Standpunkt und denkt an die vorhin gehörten Worte seines Kompaniechefs – ,Marschrichtungszahl 20 OP 710'.
Mit gewissenhafter Genauigkeit sind Karte und Kompaß schnell eingerichtet, die Marschrichtung eingezeichnet und der Punkt 710 erkannt. Auf dem Marsch gewinnt die Gruppe schnell das freie Gelände. Nach Unteroffizier R.s Rechnung beträgt die Entfernung bis zur Erreichung des Marschzieles nur 5,5 km, obwohl der Zugführer bei der Einweisung von einem 10-km-Marsch gesprochen hat. ,Na ja, der Kompaniechef wird die Marschrichtung bestimmt neu präzisiert haben!' denkt Unteroffizier R. und befiehlt seiner Gruppe, das Marschtempo zu erhöhen.
Nachdem die Gruppe ein kleines Waldstück durchquert hat, erreicht sie einen Kanal, auf dem einige Angler in scheinbarer Erstarrtheit dem „Petri-heil-Sport" frönen. Nach kurzer Verhandlung mit einem Angler, der gerade am Ufer anlegt, setzt die Gruppe schnell über den Kanal, ohne mit dem nassen Element Bekanntschaft zu machen. Ohne Aufenthalt wird der Marsch fortgesetzt. Nach etwa 20 Minuten ist das befohlene Ziel erreicht. Erstaunt blickt Unteroffizier R. auf die Gruppe von mehreren Offizieren, unter denen er auch den Kommandeur des Truppenteils erkennt. Letzterer nimmt die Meldung des Unteroffiziers entgegen. Auf die Frage des Kommandeurs, wie er das geschafft habe, da gerade erst etwa die Hälfte der vorgesehenen Zeit verstrichen ist, schaut sich Unteroffizier R. erstaunt um und bemerkt erst jetzt, daß von den anderen Gruppen noch weit und breit nichts zu sehen ist.
„Genosse Kommandeur, entsprechend der Präzisierung des Kompaniechefs von heute morgen bin ich mit meiner Gruppe, alle Hindernisse überwindend, nach Marschrichtungszahl 20 auf den Orientierungspunkt 710 marschiert."
Nach einem kurzen Blick auf die Karte erkennt der Kommandeur schnell den Zufall, verständigt sich mit dem Kompaniechef und sagt: „Genosse Unteroffizier, ich belobige Sie . . ."
Mit sichtlichem Stolz und lauter Stimme kommt die Antwort des Unteroffiziers: „Ich diene der Deutschen Demokratischen Repubilk!"

Major N. Gogolok



Ich überleg mir's noch mal

„He", sagte der Knirps, „bist du der Posten?"
Er hatte den Zaun des Objekts geräuschlos erklommen, stützte sich mit den Ellenbogen auf die Bretter und schaute den Posten an.
„Was soll denn der Blödsinn? Verschwinde!"
„Ich heiße Roland", sagte der Junge, ohne sich durch den ärgerlichen Ausruf des Postens beeindrucken zu lassen, „und du?"
„Lutz. Aber nun hau ab!"
„Und wie heißt du weiter?"
„Lutz Borchert. Für dein Alter bist du ganz schön keß. Gehst du überhaupt schon zur Schule?"
„Noch nicht, aber bald. Ich wohne da drüben", er zeigte auf ein Haus dicht an der Straße, die



Illustrationen: Harri Parschau

am Objekt vorbeiführt, „und habe dich schon eine Weile beobachtet. Ist wohl langweilig?"
„Es ist notwendig."
„Ja, ja, notwendig", meinte altklug der Kleine, „ich will auch mal Soldat werden. Ich weiß schon 'ne ganze Menge." Er zeigte auf die Waffe des Gefreiten Borchert: „Das ist eine Kalaschnikow."
„Wenn du Soldat bist, mußt du aber auch Posten stehen."
„Ich weiß."
„Ich denke, du findest das langweilig?"
„Schon, aber es ist ja notwendig, nicht?"
„Bei der Armee kannst du aber nicht machen, was du gerade willst. Da gibt's nämlich Befehle."
„Ich weiß."
„Auch für die Wache."
„Ist mir klar."
„Und was machst du, wenn einer so wie du jetzt auf dem Zaun hockt, während du Posten stehst?"
„Ich unterhalte mich mit ihm. Wie du jetzt. Ist doch eine schöne Abwechslung. Oder nicht?"
„Doch, doch, es ist nur verboten."
„Waaas? Der Posten darf sich nicht unterhalten?" Er überlegte eine Weile. „Dann werde ich eben General. Oder müssen Generale auch Posten stehen?"
„Sicher, bevor sie General sind."
„Hm", sagte er, „dann überleg' ich's mir noch mal. Rennfahrer will ich ja auch noch werden."
Und sprang vom Zaun.

Gefr. d. R. Lothar Beutlich

Entlassen

Aus Tradition haben wir anderthalb Jahre auf diesen Sonnentag gewartet. An solchen Tagen regnet es nie. Ob im April oder Oktober, immer lacht die Welt. Die Uniform hängt am goldenen Nagel. Der Kampfanzug gehört zur Vergangenheit. Wir machen Platz für die nächsten. Eigentlich wollte ich meinem Nachfolger noch sagen, wie MPi und MG schießen, doch mein Fahrer und mein Ladeschütze wissen Bescheid.

Wir werden also gehen. Eine Lehrzeit war es, und wir haben gelernt. Die Welt sieht anders aus. Waffen müssen sein. Sind wir anders geworden? Ausgangssperre, Arrest, ein Urlaubsschein fast als Weihnachtsgeschenk, Silvesterfeier in der Kaserne, Geburtstag auf einem Schießplatz, Pfingsten auf Wache, Sturmbahn, Alarm, Feldlager, Stubendurchgang, Briefe von Mutter, Briefe von „ihr". – Jeder weiß, was das bedeutet!

Strahlend gehen wir zum letzten Appell. In Jeans, in Sonntagnachmittagsanzügen, und im „Rührt Euch" stehen wir. Das Regiment verabschiedet das dritte Diensthalbjahr. Historisch für jeden, der dabei ist. Der Regimentskommandeur dankt uns. Seine Worte sind gut, sie waren es immer und werden es immer sein. Gefreite seien das Rückgrat der Armee, sagt er scherzend. Der Regimenter ist in Ordnung.

Und dann sitzen wir an einem langen Tisch. Unser Klubraum sieht feierlich aus, weiße Tischtücher. Blumen, die gestern noch vor dem Stabsgebäude blühten, stecken in echten Vasen. Der Kompaniechef hat etwas Gutes zu trinken irgendwoher gezaubert. Wir sitzen bequem. Wir lachen. Zigaretten werden verarbeitet. Viel haben wir erlebt. Oft hat jeder geflucht. Der Hauptfeldwebel, die Zugführer, der Chef und wir, das dritte Diensthalbjahr. Und jetzt sitzen wir hier. Wir haben uns noch viel zu sagen. Jeder gibt jedem gute Worte mit. Manche Worte sind spitz, aber wir haben alle Adressen.

Ich bin da, wenn man mich braucht. Auch für die Uniform; jeder lernt das, wenn er sie trägt.

Ich freue mich auf Wittenberg, auf meine Drehbank.

Ich bin stärker geworden.

Uffz. d. R. Erhard Deuter



Man spricht von der Tugend, die man hat.

(Nach einer Sentenz aus „Minna von Barnhelm“)

3 Kapitel Liebe



„Und in den nächsten Monaten besorgen wir uns sozusagen einen zweiten Facharbeiterbrief. Ich denke, ich habe Anlagen zum positiven Helden!“

Die flotte Brigitte
oder Brigitte
und die Flotte.
Ein schwieriges Kapitel

Studentin, 22 J., Nichtskatspielerin, neugierig, mit etwas Erfahrung und Freude am Erledigen fremder Telefongespräche, sucht . . .
. . . nein, keinen Mann, sondern ihren Weg, und das ist ja wohl ein etwas umfassenderes Vorhaben, obwohl Männer auch gern möglichst schnell möglichst umfassend werden. Ihren Weg, das bedeutet für Brigitte Krug, daß sie erst einmal eine gute Architektin werden will, vielleicht ein weiblicher Gropius. Dann will sie ein Haus entwerfen, ein ganz hohes, und im obersten Stockwerk, dicht bei der Sonne, will sie wohnen, gemeinsam mit ihrem Genossen Tellheim. Ja, Brigitte hat schon gewählt, auch in dieser Beziehung, und es geht eigentlich nur noch darum, die Pläne und Träume zu verwirklichen.
Das mit dem Genossen Tellheim ist bereits eine Realität, allerdings vorerst nur eine sich

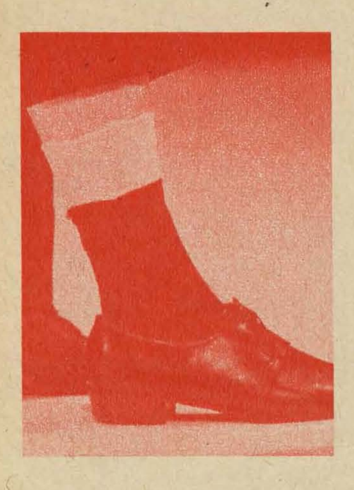
„Halten zu Gnaden, Herr Offizier, die Minna von Barnhelm ist Literatur. Ich schlage mich heute und hier mit Bravour!"



Darf man in einem Dienstzimmer küssen?

„Uns're Mädchen sind so, daß man nur sagen kann: ‚Weltniveau'!"

Ist Frechheit Charakterstärke?



Sind Mariner sehr empfindlich in Fragen Ehre?

„Lange Unterhosen, das ist Vorschrift – Und das ist ein Erfahrungswert!"

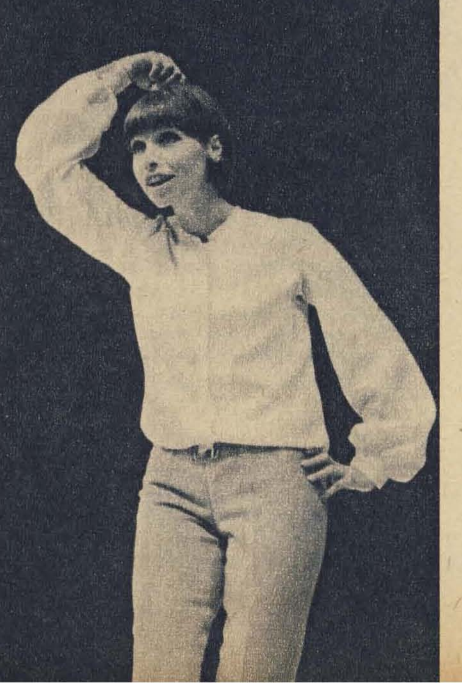
anbahnende. Denn dieser NVA-Tellheim, Oberleutnant zur See Horst Werring, hat zwar ganz offensichtlich die Anlagen zu einem bedeutenden Judokämpfer, aber weit weniger offensichtlich zu einem bedeutenden Liebhaber, jedenfalls innerhalb seiner diensteigenen vier Wände nicht – aber ich greife der Geschichte vor. Nach der Liebe auf den zweiten Blick kommt es zu einer Verabredung, zu der es nicht kommt, weil Sie nicht kann. Sie gedenkt sich ihr Soldatenglück jedoch trotzdem zu verschaffen, denn wenn Horst Werring auch dem Major von Tellheim in manchem gleicht, so ist sie, und das betont sie, nicht die Minna von Barnhelm und möchte es auch gar nicht sein. „Was das Fräulein damals dachte, mir fällt was besseres ein", meint sie. Na, da ist ihr aber was eingefallen! Einen Vorstoß in's Geschäftszimmer ihres Oberleutnants zu unternehmen, damit nicht genug, sich auf eigene Faust als „personengebundene Telefonistin" zu betätigen! Das geht dem Marine-Tellheim natürlich gegen alle Normen der Ordnung und überhaupt zu weit. Als ihm die junge Dame schließlich noch einen Kuß abverlangt, da schüttelt er nur zweifelnd mit dem Kopf – und gibt ihr einen.
Just in diesem Augenblick muß natürlich ausgerechnet Horsts Vorgesetzter, Kapitän Richter, auf der Bildfläche erscheinen. Was tut Tellheim? Statt die Situation, die ja noch gar keine richtige ist, mit einem Satz aufzuklären und zu sagen: Das ist meine Freundin, Genosse Kapitän, freuen Sie sich mit mir, was ich da für ein nettes Mädel an Land gezogen habe, erspinnt er sich eine hanebüchene Geschichte vom Abschluß eines Freundschaftsvertrages zwischen der Hochschule für Architektur in Weimar und seiner Einheit.
Sie ist beleidigt. Es kommt zu einem richtigen vorweggenommenen Ehekrach: „Ich bin kein Wanderpokal! Wer mich kriegt, muß mich behalten!"
Auch er ist empört:
„Mit Ihnen fliege ich rein oder raus – ganz wie Sie wollen!"
Sie will natürlich nicht, daß er rein- oder rausfliegt und geht.
Aus. Fast aus, natürlich nur. Nach erfolgreich bestandener Zwischenprüfung (Weimar) treffen sie sich wieder und natürlich wieder in seinem Geschäftszimmer. Dabei wird dann wirklich ein Freundschaftsvertrag abgeschlossen, und der legt fest:
„Beide vertragschließenden Parteien verpflichten sich zu unbedingter Vertragstreue. Vertragsgrundlage ist die Liebe! Geheiratet wird erst nach zwei Jahren, d. h. nach erfolgreich abgelegtem Hochhausdiplom."
Dem Soldatenglück steht nunmehr nichts im Wege. Ende. Noch nicht Ende. Da wäre noch die „Leibgarde" zu erwähnen, denn die spielt auf dem Wege zum perfekten Soldatenglück eine nicht unbedeutende Rolle. Diese „Leibgarde" sind junge Leute aus einem Neubauviertel, die es nicht gern haben, wenn ihnen ein Durchläufer einfach ein ortseigenes Mädchen ausspannt, auch wenn es keiner von ihnen eingespannt hat. Herbert, der Chef dieser Truppe, stellt unserem Seeoffizier auf dem Wege zu seiner Minna darum nicht nur bildlich gesprochen ein Bein, worauf sich Tellheim dann als „Admiral Doppelnelson" schlagkräftig bewährt.

Was erwartet eine Persönlichkeit von der Volksmarine?

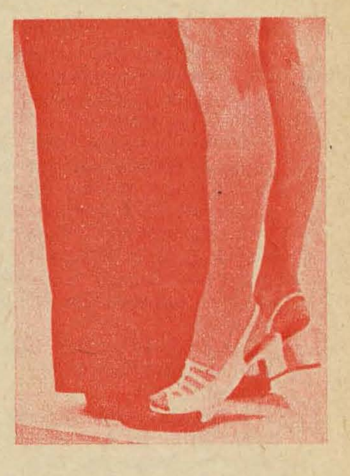


Später kommt diese Truppe wirklich zur Truppe und auch noch zu ihrem „Admiral". Was soll ich Ihnen sagen, dort wird aus der Truppe eine Truppe. Jetzt wird es Zeit, daß ich aus der Rolle falle und Ihnen reinen Wein einschenke. Die Geschichte, die ich hier mit all ihren Verwicklungen vor Ihnen ausgebreitet habe, schrieb nicht das Leben selbst, sondern der Schriftsteller Heinz Hall. Und er nannte sie „Ein Strom, der Liebe heißt, Sonett für junge Zeitgenossen mit Musik für 13 Instrumente". Diese Geschichte ging im Rostocker Volkstheater während der letzten Ostsee-Woche über die Bretter. Jetzt befindet sie sich auf dem Vormarsch in's Innere unserer Republik, ist in Berlin angekommen und wird weitermarschieren, gen Dresden, wie man hört.
Aber bleiben wir in Berlin, und kommen wir damit zum zweiten Kapitel. Es heißt:

„Ich bin so wie ich bin, und was ich aus mir mache, das wird Sache und keine Träumerei"



Sind Mädchen beleidigt, wenn man zu früh etwas will?



„Sie stehen auf meinen Zehen!"

Alte Liebe.
Ein Kapitel aus der Pionierzeit

Zugegeben, in unserem Stück geht es um *junge* Leute, *junge* Liebe und um eine *junge* Straße. Aber das spricht natürlich nicht gegen eine alte Liebe. Außerdem, so alt ist diese Liebe nun auch wieder nicht. Zwanzig Jahre alt, grad so alt wie das Theater der Freundschaft In Berlin, die Liebe zwischen diesem Ensemble und den bewaffneten Kräften. Ich könnte Ihnen da Sachen erzählen ... Wie wir in der Mitte der fünfziger Jahre mit einem Kombi des Theaters durch das großräumige Mecklenburg gegondelt sind und große Räume gesucht haben, um eine Tournee des Theaters für die bewaffneten Kräfte unter Dach und Fach zu bekommen. Und Quartiere.
In der Mitte der fünfziger Jahre in Mecklenburg! Na, da haben wir vielleicht gesucht ... Aber wir haben gefunden, und so konnte auch die Tournee stattfinden. Und das war nicht einfach so ein Abstecher. Die Künstlerschar, die da auf Reisen ging, fühlte sich wie eine Brigade unserer Arbeiter-und-Bauern-Macht, die das ihre tut, die kulturelle Rückständigkeit Mecklenburgs, die es 55 in mancherlei Hinsicht noch gab, zu überwinden und besonders den Soldaten in der „Taiga" etwas zum Nachdenken und zum Freuen, zum Hinsehen und Hinhören zu bringen, kurz, etwas anderes, als das übliche Ausgangsbier. Ich meine schon, das war damals eine Pioniertat von unserem jungen Pioniertheater.
Natürlich beschränkte sich die Liebe zwischen diesem Theater und den bewaffneten Kräften nicht auf diese eine Tournee, sie blühte die ganzen 20 Jahre über, von Rodenberg bis Rodenberg, will sagen von der Gründung des Theaters unter Hans Rodenberg bis in die Gegenwart, die zu einem guten Teil durch die tatkräftige und kluge Leitung von Ilse Rodenberg bestimmt wird. Sie hat sich für dieses Armee-Musical, das keins sein will, jedenfalls kein Musical, eingesetzt. Als ich mit ihr im Oktober sprach, auch bei einem Armee-Gastspiel des Ensembles in der „Nikolai-Bersarin-Kaserne", war alles

Was erwartet die Volksmarine von der Persönlichkeit?

erst ein Projekt mit vielen Unbekannten. Man brauchte für die Aufführung eine Band – das Theater hat keine laut Etat. „Das klären wir schon!" meinte damals die Intendantin ziemlich optimistisch, und sie hat es längst geklärt. Jetzt sitzt sie vor mir im Zuschauerraum und sieht sich eine Probe an, und da geht es längst nicht mehr um Machen oder Nichtmachen, sondern um das *wie* machen.
„Lustig soll es werden, aber es darf nicht zur Persiflage werden!"
Na, wenn Sie diese Zeilen lesen, dann ist auch das nicht mehr die Frage, denn die Arbeit geht mit Riesenschritten

Ist die Armee Oberliga plus Universität?

und dem Zinna-Preisträger Joachim Siebenschuh als Herbert mit den zu langen Füßen voran.
Ilse Rodenberg: „Ich habe schon etwa 400 Premieren hinter mich gebracht, jede ist eine besondere, aber diese, das ist eine ganz besondere . . ."
„Wegen der Armee?"
„Wegen der Armee! Meine Liebe zur Armee hat Tradition – meine Freundschaft mit Edgar André, der Kampfbund gegen den Faschismus vor 33 . . ."
Schlag nach im Handbuch „Die Volkskammer der DDR", Seite 687: „Rodenberg, Ilse, . . . Schauspielerin, Teilnahme am Widerstandskampf gegen den Faschismus, Haft und Konzentrationslager. 1945 Theatertätigkeit, Intendantin . . ."
„Ich habe, was unsere Armee betrifft, nur einen Kummer, daß ich eine Frau bin!" Vieldeutiges Lächeln.



„Man ahnt bei dem Pullover nur was drunter bebt . . ."



Ist eine fünfbändige Kunstgeschichte ein ausreichendes Honorar für eine brave Tochter?

Gegenliebe. Ein noch nicht abgeschlossenes Kapitel

Vergessen wir bei aller gebührenden Bescheidenheit nicht die Rolle der Armee, damit dieser „Strom" in Fluß kommen konnte. Auf dem Rostocker Programmzettel konnte man gleich unter dem Namen des Regisseurs und Mitautors Hanns Anselm Perten den des Fregattenkapitäns Robert Rosentreter als „Berater" lesen; sichtbarer Ausdruck für den Beistand, den die Armee von der Kiellegung bis zum Stapellauf dem Werk angedeihen ließ. Robert Rosentreter kreuzte, in Kiellinie des Stückes segelnd, auch in Berlin auf, um die jungen Mimen vom Theater der Freundschaft – von der Volksmarine einige hundert Kilometer weit entfernt – etwas mit den militärischen Gepflogenheiten vertraut zu machen. Und die Schauspieler nahmen diesen maritimen Konsultationspunkt stark in Anspruch. „Was für Schuhe haben wir in diesem Bild an? Wir gehen doch nicht mit Knobelbechern an Land?", „Ist die Grundstellung so gut,

Ist Staubwischen blöde?



Intendantin Ilse Rodenberg: „Meine Liebe zur Armee hat Tradition." (Während einer Probe mit Fregattenkapitän Robert Rosentreter)

nicht zu steif, nicht zu leger?", „Wie ist das mit dem Grüßen?", „Muß die Mütze wirklich ganz gerade sitzen, oder geht es nicht ein bißchen schräg?", „Könnten die Hosen nicht etwas enger sein, etwas moderner . . .?"
Natürlich beschränkt sich die NVA-Hilfe nicht auf den Robi allein. Da rollen die notwendigen Uniformen an, nicht aus dem Theaterfundus, sondern aus einer Kleiderkammer der Volksmarine, da wurde die so dringend benötigte elektronische „Orgel" mit militärischer, nein, nicht Gewalt, sondern Findigkeit und Beharrlichkeit herangeschafft. Die Intendantin: „Der Admiral hat jegliche Unterstützung nicht nur zugesagt, sondern auch verwirklicht. Wir sind in dauerndem Kontakt."
Natürlich hilft nicht nur die Armee. Der Kulturfonds (Sparbüchse für den „Kultur-Sechser") hat mitteltief in die Tasche gegriffen, der Magistrat hat, kurz, es haben viele. Aber vor allem darf man die Hilfe durch das Rostocker Theater nicht vergessen, die erbeten und gewährt wurde, was bisher auch nicht selbstverständlich ist, aber kulturpolitisch wünschenswert und außerdem noch äußerst effektiv. Die Berliner Truppe ist nach Rostock gefahren, hat sich dort die Aufführung angesehen und nicht nur die Erfahrungen der Kollegen mitgebracht, sondern auch gleich noch die Negative zu den schönen Großfoto-Prospekten, die der Rostocker Inszenierung einen freundlich-heiteren Rahmen gaben. Wie man sieht, viel Positives.
Regisseur Heiner Möbius: „Es ist bei uns anders als in Rostock, einfach weil wir andere, meist jüngere Schauspieler haben." Gegenliebe fand das Vorhaben auch bei der Staatlichen Ballettschule Berlin. Sie borgte nicht nur die Tanzelevinnen Barbara, Gabriele und Uta aus, sondern auch den Dozenten Joachim Wittig, der für die gesamte Choreographie dieser Inszenierung verantwortlich zeichnet, und getanzt wird viel, sehr viel.
Autor Heinz Hall in einem Einführungstext: „. . . mit viel Musik von Manfred Nitschke, die der klingende Beweis dafür ist, daß man nicht Zwanzig sein muß, um ‚beatige' Musik schreiben zu können, die auch von Beatbesessenen akzeptiert wird." Die Musiker mit Klaus Fehmel an der Spitze bleiben unsichtbar. Sichtbar wird ein spielfreudiges Ensemble. Als NVA-Teilhelm weiß Hans Oldenbürger die Uniform mit Würde zu tragen. Helga Sasse übertrifft als moderne Minna die anfangs gegebene Charakteristik dieser Figur mindestens um 100 % – das Alter von 22 natürlich ausgeschlossen . . .
Was soll ich noch viel erzählen? Strömen Sie hin, zum „Strom, der Liebe heißt" und machen Sie sich selber ein Bild. Vielleicht findet all die Mühe und Liebe, die in der Sache steckt, bei Ihnen Gegenliebe.

Oberstleutnant Christian Klötzer

Ist Dienst in der NVA Korrosionsschutz auf höherer Ebene?



To Bedd, to Bedd, de'n Leevsten hett und de kee'n hett geiht ook to Bedd, nimmt'n Küssen in'n Arm, slöpt äbenso warm!

Die Fotos unseres Bildreporters M. Uhlenhut entstanden während der Probenarbeit



Faß ohne Boden

Nach Angaben der „Sunday Times" hat Washington im Jahre 1969 350 000 Gewehre, 11 000 Maschinengewehre, Granatwerfer und rückstoßfreie Waffen, 800 Panzer und SPW, etwa 30 Geschütze, mehr als 11 500 Lastkraftwagen und 20 800 Panzerbüchsen an das Saigoner Regime geliefert, um ihm auf die Beine zu helfen. Es ist weiterhin vorgesehen, demnächst die geplanten Lieferungen von 350 Hubschraubern und 60 Strahlflugzeugen abzuschließen. Wie die Agentur Reuter meldet, sind für die Umrüstung der Marionettenarmee Ausgaben in Höhe von 6,6 Milliarden Dollar vorgesehen.



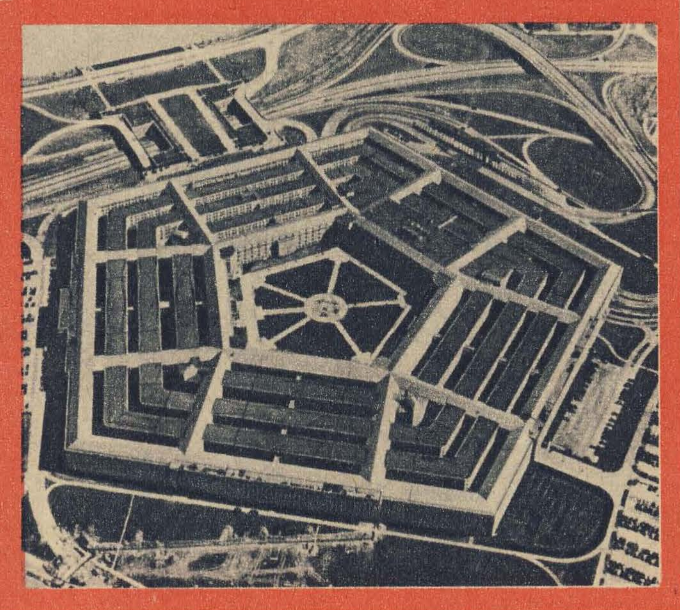
Ein amerikanischer M 41 wird von einem südvietnamesischen Panzernahbekämpfer außer Gefecht gesetzt.

Schläge für Aggressoren

Streitkräfte der Republik Südvietnam setzten im Verlaufe des Monats Januar 1970 im Gebiet Trung Bo 7 200 Mann des Gegners außer Gefecht. Darunter befanden sich etwa 2 500 Südkoreaner und Amerikaner. Weiterhin schossen sie in diesem Zeitraum 60 Flugzeuge ab und zerstörten 300 Militärfahrzeuge sowie über 50 Geschütze.

Zitadelle der Weltreaktion

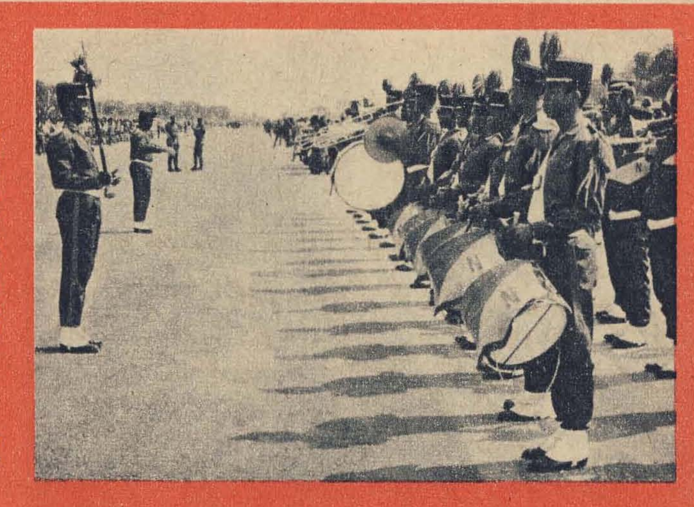
Berüchtigtes und gefährliches – auch von Bonner Militärs gern aufgesuchtes – Machtzentrum der imperialistischen Welt ist seit Jahrzehnten das amerikanische Kriegsministerium. Abgesehen von ausländischen Hilfstruppen unterstehen ihm unmittelbar dreieinhalb Millionen Militärangehörige und fünf Millionen Zivilisten. In 33 Ländern richtete es 3 405 Militärstützpunkte ein. Es verfügt über mehr als 50 000 Quadratmeilen Land (129 500 km²), und sein Besitz wird auf 200 Milliarden Dollar geschätzt. Im Zeitraum von 1946 bis 1968 verschlang es die gewaltige Summe von 1 050 Milliarden Dollar; das ist mehr als das Doppelte aller militärischen Ausgaben in der Geschichte der USA bis 1945.



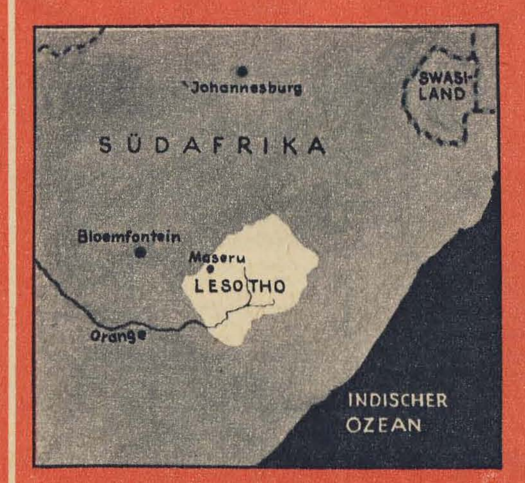
Nicht zu Unrecht mutet das US-Kriegsministerium wie der Mittelpunkt eines gewaltigen Spinnennetzes an. Die eigenwillige Form des Gebäudes gab ihm den Namen „Pentagon" (Fünfeck).

Offiziersnachwuchs aus Brazzaville

In Mansimu, einem Vorort von Brazzaville, ist ein Zentrum zur Ausbildung von Offizieren der Kongolesischen Nationalen Volksarmee eröffnet worden. Es ist die erste Offiziersschule der Volksrepublik Kongo. Bisher wurden die Offiziere der Volksarmee im Ausland ausgebildet. Bei der Einweihung der Schule betonte der Präsident der Republik die feste Volksverbundenheit der Armee und ihrer Offiziere.



Stabsmusikkorps der Kongolesischen Nationalen Volksarmee, in traditionelle Uniformen gekleidet.



Antwort auf Staatsstreich

Als Folge des Staatsstreiches von Ministerpräsident Jonathan im Januar 1970 kam es in Lesotho zu Kämpfen zwischen Partisanen der „Basutoland-Kongreßpartei" und Polizeieinheiten. Jonathan hatte – nachdem seine Partei bei den Parlamentswahlen unterlegen war – mit Hilfe weißer Polizeioffiziere aus dem südafrikanischen Rassistenstaat sowie aus Großbritannien im Lande den Ausnahmezustand verhängt, die Führer der Oppositionsparteien verhaftet, die Verfassung aufgehoben und die Wahlen annulliert. Lesotho liegt inmitten Südafrikas.

Karte: Els

Den Versuchen der USA, in den befreiten Gebieten von Laos Fuß zu fassen, treten die patriotischen Streitkräfte immer erfolgreicher entgegen. Im Februar des Jahres konnte die Volksbefreiungsarmee die strategisch wichtige „Ebene der Tonkrüge" völlig zurückerobern.



Aus unserem Jahrestagskalender:

10. Juni: Tag der polnischen Grenztruppen

25. Juni: 20. Jahrestag des amerikanischen Überfalls auf die Koreanische Volksdemokratische Republik

27. Juni: Tag der polnischen Seekriegsflotte






Friedrich August III. von Sachsen, im Manöver, läßt den Dorfbarbier kommen. Die Hand des Alten zittert. Mehrfach verzieht der König schmerzhaft das Gesicht.
„Kommd vom Saufn, mei Liewer!"
„Wohl, Majesdäd, Algohol machd de Haud spreede."



Der Arzt erkennt bei dem im Kolonialdienst ergrauten Obersten Wasser.
Der Alte nickt ergeben: „Habe so was erwartet! Immer zuviel Eis im Whisky."



Ein österreichischer und ein russischer Offizier saßen vor dem ersten Weltkrieg bechernd beieinander. Der Russe erhob sich und leerte sein Glas auf das Wohl Seiner Majestät Franz, des Kaisers von Österreich. Wartend blickte er auf den Zechgenossen. Der reagierte nicht. Der Russe forderte, den Zaren hochleben zu lassen. Der Österreicher lehnte ab.
Da steckte der Russe zwei Finger in den Rachen und beugte sich aus dem Fenster. – Seit diesem Tag galt in der russischen Armee der umschreibende Ausdruck „Franz heraus!"



Ein Soldat, der einen Steckschuß zwischen die Schulterblätter erhalten hat, wird ins Lazarett eingeliefert.
„Tut es sehr weh?" fragt der Arzt.
„Nein", erwidert er. „Nur wenn ich lache."



Ein Bauer verklagte einen Landsknecht, er habe ihm das Pferd gestohlen.
„Ich habe es gefunden", widersprach der Landsknecht.
„Gefunden? Ha!" rief der Bauer. „Ich saß drauf! Du hast mich in den Straßengraben geworfen und das Pferd mitgenommen."
„Also was nun?" fragte der Offizier.
„Sagen wir so", verbesserte sich der Landsknecht. „Ich fand beide, den Bauern und das Pferd. Aber für den Bauern hatte ich keine Verwendung."



Berlin 1947. „Nischt jejen de Russen!" sagt der Mann aus dem Osten. „Mit Autos holn se uns von de Wohnung ab, und nach der Arbeet fahrn se uns ooch wieder heem. Det is wahre Solidarität der Arbeeterklasse."
„Halblang", entgegnet der Mann aus dem Westen. „Da sin de Amis doch noch wat janz anderes. Die halten an mit ihre Schlitten, wenn de uff der Straße jehst. Dann laden se dich ein. Dann kriegste Sekt und kannst roochen, solange du Lust hast. Und anschließend





Illustrationen: Horst Bartsch

kannste sojar noch 'n Bad nehm."
Der Ostberliner zweifelt: „Und dat is dir passiert?"
„Mir nich", antwortet der Westberliner, „aber meiner Schwester."



Einem mecklenburgischen Städtchen war von der französischen Besatzungsbehörde befohlen worden, den durchziehenden Napoleon zu feiern. Die vorgeschriebenen Jubelrufe ersetzten die Bürger durch Plattdeutsch: „Old Wiw! Tranlamp! Pipenröhr!"
Der Korse dankte huldvoll.

Die uralte Exzellenz hat sich im K. und K. Manövergelände restlos verfahren. Zum Kraftfahrer: „Ja, Herrgottsakrament, laßt sich das Wagerl denn net wieder auf a feste Straßen zruckbringen?" – „Melde gehorsamst, eier Exzllenz, daß ma kein Benzin mehr ham!" – „Ja, hat mer sowas schon gehört! Das vom Benzin will i garnet wissn, wanns mich net sofort zum Stab fahrn, gehns ab an die Grenzn in der Herzegowina!"



Oberst von Zackwitz – wie immer – etwas alkoholisiert. Er fragte seinen Burschen, in welcher Maske er zum Fasching gehen sollte. „Gehen Sie nüchtern, Herr Oberst." riet jener.



Abgeordnete der französischen Kammer erbaten bei Clemenceau für einen ausgedienten Obristen das Kreuz der Ehrenlegion: „Der Mann ist alt und krank und kann nicht mehr das Haus verlassen."
„Sind Sie dessen sicher?" fragte der Ministerpräsident.
„Vollständig."
„Dann soll er es haben."



Die Gräfin beschwerte sich beim Ortskommandanten, ein Offizier habe ihr Gewalt angetan. Er zog seinen Degen, überreichte ihn der Klagestellerin und bat, ihn an den gebührenden Ort zurückzubefördern.
Er ging im Zimmer auf und ab: Die Dame mühte sich vergeblich.
Lächelnd blieb er stehen: „Erhalten Sie Ihre Klage aufrecht, Madame?"



„Tellijent wollt Ihr sein?" brüllt der Unteroffizier die Einjährigen an. „Wißt Ihr, was Ihr seid? In-tellijent seid Ihr!"



Die sowjetischen Offiziere K. Alexandrow und A. Nilow schrieben für uns ihre Eindrücke von JENA auf:

Wir kehrten aus Buchenwald zurück. Es kam keine Unterhaltung auf. Jeder von uns dachte noch an das erschütternde Mahnmal für die Opfer des Faschismus. Und wer weiß, wie lange wir noch in dieser Stimmung verblieben wären, wenn nicht einer von uns vorgeschlagen hätte, einen Abstecher nach Jena zu machen, das durch seine reiche Geschichte berühmt ist.

„Es liegt auf dem Wege", sagte ein Offizier. Er weilte bereits mehrmals in dieser Stadt und hatte dort auch mit deutschen Genossen Bekanntschaft geschlossen. „Wer schon einmal in Tbilissi weilte, wird plötzlich feststellen, daß Jena äußerlich sehr an die Hauptstadt Grusiniens erinnert."

„Besonders wenn man die Stadt von Camburg erreicht", präzisierte unser Kraftfahrer, der Soldat David Lapieraschwili, der bisher nur konzentriert nach vorn geblickt und geschwiegen hatte. Er stammte aus Tbilissi und hatte als Kraftfahrer viele Städte der DDR kennengelernt.

„Wodurch ist Jena Tbilissi ähnlich?"

„Die Stadt breitet sich ebenso im Tale aus", begann David, „sie ist ebenso zwischen Bergen eingeklemmt, und ein schneller Fluß durchquert sie auch. Jena ist nur etwas kleiner."

Es ist gut, so dachten wir, wenn ein sowjetischer Soldat, der sich zeitweilig fern von der Heimat aufhält, das sucht und findet, was ihn an sein Zuhause erinnert.

Inzwischen hatten wir die Jenaer Ernst-Thälmann-Straße erreicht und hielten nahe einer großen Baugrube mitten im Zentrum der Stadt. Ein junger Arbeiter war recht heiter gestimmt: „Alles, was keinen architektonischen Wert hat, werden wir in dieser Baugrube beerdigen."

„Aber was für ein Denkmal wird es geben?" fragten wir, den Scherz aufnehmend.

„Oh, hier wird für das Forschungsinstitut des Carl-Zeiss-Werkes ein mehr als 130 Meter hohes Gebäude gebaut – mit einem Hubschrauberlandeplatz auf dem Dach."

Später erfuhren wir, daß es einen Beschluß über die Rekonstruktion Jenas gibt. Danach werden alle Architekturdenkmäler erhalten – die historischen Orte, die verbunden sind mit den großen deutschen Dichtern und Denkern Goethe und Schiller, mit dem Namen des weltbekannten Gelehrten Ernst Häckel.

Doch das ist nur die rein äußere Seite der alten, aber sich verjüngenden Stadt.

Auf Rat jenes jungen Arbeiters besuchten wir das Haus der DSF. Vom Sekretär der Gesellschaft, Kurt Adam, erfuhren wir auch – wenn man es so ausdrücken darf – das Innenleben Jenas. „In der Stadt gibt es solche großen Betriebe wie das Carl-Zeiss-Werk, das vor 130 Jahren gegründet und seither weltbekannt wurde, das Glaswerk Schott, das pharmazeutische Kombinat Jenapharm. Hier befindet sich auch die Friedrich-Schiller-Universität, die im Jahre 1558 gegründet wurde."

Aber besonders beeindruckte uns, daß die Arbeiter in den volkseigenen Betrieben wie bei uns in der Sowjetunion mit Herz und Verstand tätig sind. Kurt Adam erzählte uns von der Brigade Günter Lemrich. Sie trägt den Namen des bekannten deutschen Antifaschisten und Sportlers Werner Seelenbinder und besteht ausschließlich aus Jugendlichen. 1967 eroberte sie den Titel „Brigade der sozialistischen Arbeit". Nach einem persönlichen Plan, der einen Hochschulabschluß einschließt, erhöht jeder seine Qualifizierung und erweitert seinen politischen Horizont. Außerhalb der Arbeitszeit vervollkommneten sie eine Schleifmaschine mit einem Nutzen von 10–12 000 Mark.

Kurt Adam berichtete auch über die Brigade Peter Ulbrich: „Sie hat gute Patenschaftsverbindungen zu der sowjetischen Einheit, deren Komsomolsekretär Stabsfeldwebel Iwan Nowikow ist. Die sowjetischen Soldaten besuchten die Brigade am Arbeitsplatz und nahmen an Brigadeabenden teil."

Obwohl wir nicht persönlich in den Betrieben weilten – uns erfüllte Hochachtung vor den Werktätigen Jenas. Als wir uns an dem Panorama des Aufbaus erfreuten, als wir von der ausgezeichneten Produktion hörten, mußten wir unwillkürlich an unsere Heimat denken. Die deutschen Freunde sind wie die sowjetischen Menschen mit friedlicher, schöpferischer Arbeit beschäftigt. Uns verbindet das gleiche Ziel. Und es gibt keine Kraft, die dem Arbeiter die Freude an der bewußten, schöpferischen Arbeit, dem Bauern das Land, den Alten die Ruhe, den Kindern die Freude nehmen könnte.

Mit vielen Eindrücken und den besten Gefühlen zur Stadt und ihren Bewohnern fuhren wir wieder hinaus auf die Autobahn.

„Schauen Sie nur, wie schön!" sagte unser Kraftfahrer.

Wir blickten zurück. Das Massiv der neuen Wohnbauten trat fast bis an die Autobahn heran. Gleichsam wie Störche reckten Kräne ihre langen Hälse. Bereits war ein ganzer neuer Stadtteil – Lobeda – emporgewachsen. Nicht schwer, sich vorzustellen, was in – sagen wir – fünf Jahren sein wird. Jena wird eine der schönsten und harmonischsten Städte Europas sein. Und so, als wolle er das Geschehene und Gehörte zusammenfassen, sagte einer von uns: „Das ist auch ein bedeutendes Denkmal für die Opfer des Faschismus."



DDR UNSER VATERLAND

Ein Minister antwortet

Interview mit dem Stellvertreter des Ministers für Auswärtige Angelegenheiten der DDR, Oskar Fischer

Am 14. Mai 1955 wurde in Warschau der Vertrag über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitigen Beistand abgeschlossen. Wie schätzen Sie, Genosse Minister, dieses bedeutende Ereignis in der Geschichte der sozialistischen Völkerfamilie ein?

Sie sagten es schon, der Warschauer Vertrag ist aus der Geschichte der Länder des Sozialismus nicht mehr wegzudenken, aber seine Bedeutung geht weit über die Grenzen der sozialistischen Staaten hinaus.

Die Bündnispartner schlossen den Vertrag zu ihrer und zur Sicherheit Europas und bildeten somit zugleich die erste sozialistische Militärkoalition in der Geschichte. Als sozialistisches Militärbündnis trägt sie ausschließlich Verteidigungscharakter und wurde so zur stärksten Stütze des Weltfriedens und sogar des menschlichen Fortschritts.

Wieso auch für den Fortschritt?

Eben deshalb, weil die sozialistischen Armeen gemeinsam den Schutz garantieren, der notwendig ist, um den sozialistischen Aufbau voranzubringen. Je besser dieser vorankommt, um so anziehender wirkt die sozialistische Gesellschaft als praktisches, lebendiges Beispiel auf die noch unter gestrigen Verhältnissen Lebenden.

Außerdem ist der Warschauer Vertrag nicht nur ein Beistandsvertrag, sondern auch ein Vertrag über Freundschaft und Zusammenarbeit, das heißt, der all- und gegenseitigen Unterstützung zum Nutzen aller Mitglieder, ja zum Nutzen all derer, die den Fortschritt wollen.

Die vierzehnjährige Existenz dieses sozialistischen Vertragsbündnisses, seine Festlegungen und Initiativen sprechen für sich. Hat schon jemals ein NATO-Beschluß solche breite Zustimmung gefunden wie zum Beispiel die letzten Beschlüsse des Politischen Beratenden Ausschusses von Bukarest oder Budapest? Es ist sicher, daß die Sicherheit Europas durch eine weitere Stärkung des Warschauer Vertrages gefestigt wird, so wie die demokratischen Kräfte in den westeuropäischen Staaten, auch in Westdeutschland, dadurch für eine dem Frieden dienende Entwicklung aktiviert werden.

Deshalb nimmt es nicht wun-

CHRONIK

14. Mai 1955. Als Antwort auf die Gründung der aggressiven NATO-Militärgruppierung und die Aufnahme Westdeutschlands in die NATO Unterzeichnung des Warschauer „Vertrages über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitigen Beistand".

27. 1.–28. 1. 1956. Tagung des Politischen Beratenden Ausschusses in Prag. Gemeinsame Deklaration der Warschauer Vertragsstaaten. Bekundung der Bereitschaft, mit anderen interessierten Staaten Fragen der kollektiven Sicherheit in Europa zu erörtern. Annahme des Statuts über das Vereinte Oberkommando. Beschluß, nach Schaffung der NVA Kontingente der DDR in die Vereinten Streitkräfte einzubeziehen.

24. 5. 1958. Tagung in Moskau. Bestätigung der Einbeziehung von Truppen der DDR.

4. 2. 1960. Tagung in Moskau. Erörterung der internationalen Lage. Meinungsaustausch über Fragen der allgemeinen und vollständigen Abrüstung und über einen Friedensvertrag mit Deutschland.

28. 3.–29. 3. 1961. Tagung in Moskau. Vereinbarung von Maßnahmen zur Festigung der Verteidigungskraft der Mitgliedstaaten des Warschauer Vertrages angesichts der intensiven imperialistischen Kriegsvorbereitungen.

26. 7. 1963. Tagung in Moskau. Behandlung von Fragen des Entwicklungsstandes der Streitkräfte und von Maßnahmen zur Erhöhung der Gefechtsbereitschaft.

19. 1.–20. 1. 1965. Tagung in Warschau. Ankündigung erforderlicher Schutzmaßnahmen für den Fall, daß die NATO-Staaten ihre Pläne zur Schaffung einer multilateralen Kernstreitmacht verwirklichen sollten.

4. 7.–6. 7. 1966. Tagung in Bukarest. „Deklaration über die Festigung des Friedens und der Sicherheit in Europa" und „Erklärung zur Aggression der USA in Vietnam".

6. 3.–7. 3. 1968. Tagung in Sofia. Annahme einer Deklaration zur Ausweitung der Aggression in Vietnam. Erörterung von Fragen der Nichtweiterverbreitung von Kernwaffen.

17. 3. 1969. Tagung in Budapest. Appell an die Staaten Europas zur Einberufung einer gesamteuropäischen Sicherheitskonferenz.



Berlin – Ostbahnhof, 30. Januar 1956. Die DDR-Delegation zur Tagung des Politischen Beratenden Ausschusses ist aus Prag zurückgekehrt. Dort war beschlossen worden, nach dem Aufbau der NVA bewaffnete Kontingente der DDR in die Vereinten Streitkräfte einzubeziehen.

der, daß gerade die reaktionären Kräfte, die Gegner der europäischen Sicherheit im Westen und besonders in Bonn, eine Schwächung des Warschauer Vertrages prophezeien. Man sagt, jetzt sind es sieben, dann sechs, bald werden es fünf Staaten sein usw. Aber was beweisen uns Budapest und die Außerordentliche 23. Tagung des RGW in Moskau? Die Staaten des Warschauer Vertrages, fast identisch mit denen des RGW, haben auf diesen Konferenzen sowohl politisch, politisch-ökonomisch als auch politisch-militärisch ihre Einheit unterstrichen und bekräftigt. Angesichts dessen ist jede Spekulation zerstoben, denn alle dafür notwendigen Dokumente und Maßnahmen wurden von allen Teilnehmern einmütig getroffen und unterschrieben.

Auf der Tagung des Politischen Beratenden Ausschusses in Budapest wurden neue Maßnahmen zur Stärkung der Verteidigungskraft der Warschauer Vertragsstaaten festgelegt. Was können Sie zu diesen neuen Maßnahmen sagen?

Nicht mehr als in der Presse stand, wenn Sie die militärische Seite im Auge haben. Das werden Sie sicher verstehen. Außerdem bin ich kein Militär, also kein Fachmann, obgleich ich natürlich die einmütig bestätigten Grundsätze und Dokumente für die Stärkung der Verteidigungskraft der Warschauer Vertragsstaaten für außerordentlich bedeutsam und zeitgemäß halte. Aber die militärische Seite ist, wie schon gesagt, zwar ein wesentlicher, aber nicht einmal der wichtigste Aspekt des Warschauer Vertrages, obwohl er als Gegenmaßnahme der sozialistischen Länder zur NATO und ihrer aggressiven Politik geschaffen werden mußte.

Es ist doch charakteristisch für den Warschauer Vertrag, daß der Politische Beratende Ausschuß, das höchste Gremium des Warschauer Vertrages, außer notwendigen Verteidigungsmaßnahmen unter Erläuterung der Gründe, die zu ihnen führten, immer mit einem der Lage entsprechenden Dokument auftritt. Damit wird die Aufmerksamkeit der internationalen Öffentlichkeit, insbesondere der europäischen, auf die Hauptprobleme gelenkt und gesagt, was zu tun notwendig ist.

Das war zur Gründung des Warschauer Vertrags am 14. Mai 1955 und ist auch heute so. Ich darf besonders an die letzte Zeit erinnern, zum Beispiel an die Beschlüsse 1966 von Bukarest und von Budapest.

Wir, das heißt die DDR, sind einer der Initiatoren des Vorschlags, eine gesamteuropäische Sicherheitskonferenz durchzuführen. Und deshalb begrüßen wir sowohl das wachsende Echo, welches der Budapester Appell findet, wie wir auch die direkten Vorbereitungen für die Konferenz tatkräftig unterstützen.

(Der volle Wortlaut des Interviews wurde anläßlich des 14jährigen Bestehens des Warschauer Vertrags in der „Außenpolitischen Korrespondenz“ abgedruckt.)



Strauß: „Ich haue einfach blitzschnell auf diese verflixte sogenannte . . ."

Zeichnung: Prof. Ernst Jazdzewski

In der AR abgedruckt vor 10 Jahren. Gewechselt haben die Minister, verschwunden sind meist die Gänsefüße, wenn sie „DDR" schreiben. Geblieben sind ihre unlauteren Absichten – aber auch das unüberwindbare sozialistische Militärbündnis.

INFORMATIVES

Tagungsort der Konferenz der sozialistischen Staaten in Warschau war das Barockpalais Radzivill, das nach 1945 völlig restauriert und in alter Schönheit wiederhergestellt worden war.

Am Tage der Eröffnung der Konferenz in Warschau legte der sowjetische Vertreter in der UN-Abrüstungskommisson in London einen umfassenden und detaillierten Vorschlag für eine internationale Abrüstung in zwei Etappen vor.

Der historische Akt der Unterzeichnung des Warschauer Vertrages am 14. Mai 1955 dauerte von 10 Uhr bis 10 Uhr 36. In seinem Verlaufe erklärte der Vertreter der Volksrepublik China, daß seine Regierung den Warschauer Vertrag voll unterstütze, da er ein Beitrag zur Sicherung des Friedens sowohl in Europa als auch in Asien ist.

Fünf Stunden nach der Unterzeichnung erklärte während einer Kundgebung auf dem festlich geschmückten Dzierzinski-Platz der polnische Ministerpräsident Cyrankiewicz: „Unsere Beschlüsse sind ein Eimer kaltes Wasser auf die erhitzten Köpfe der Kriegstreiber."

Artikel 3: „Die vertragschließenden Seiten werden sich in allen wichtigen internationalen Fragen, die ihre gemeinsamen Interessen berühren, beraten und sich dabei von den Interessen der Festigung des Weltfriedens und der Sicherheit leiten lassen. Sie werden sich im Interesse der Gewährleistung der gemeinsamen Verteidigung und der Erhaltung des Friedens und der Sicherheit untereinander jedesmal unverzüglich beraten, wenn nach Meinung einer der Seiten die Gefahr eines bewaffneten Überfalls auf einen oder mehrere Teilnehmerstaaten des Vertrages entsteht."

Der Politische Beratende Ausschuß tritt je nach Notwendigkeit zusammen, jedoch in der Regel nicht weniger als zweimal im Jahr. Den Vorsitz werden auf den Sitzungen für je ein Kalenderjahr der Reihe nach die Vertreter eines jeden Staates führen, der im Ausschuß vertreten ist.

Bei den zweiseitigen Beziehungen zwischen den Ländern des Warschauer Vertrages sind in den letzten Jahren Begegnungen der führenden Repräsentanten „ohne Protokoll" immer häufiger geworden wie zum Beispiel der Besuch Dr. Gustav Husaks und Dr. Lubomir Strougals auf der Leipziger Frühjahrsmesse beweist. Dabei handelt es sich nicht um offizielle Staatsbesuche, sondern um persönliche Begegnungen. Besuche dieser Art offenbaren, daß die Beziehungen zwischen den beteiligten Staaten eng und herzlich sind.



Der Knoten

Von Stabsgefreiten Karlheinz Kaiser

Schon am späten Nachmittag hatte der Südost einzelne Wolken herangebracht. Am abendlichen Augusthimmel machen sich nun die Sterne rar. Der feinkörnige Ostseesand verbrennt längst nicht mehr die nackten Fußsohlen wie am Tage; er ist kühl und feucht und knirscht unter den Füßen wie frischer Mörtel. Auch der Wind ist stärker aufgekommen.

Wir Sechs der Tauchergruppe liegen im Sand und dösen vor uns hin. In das unentwegte Rattern des Kompressors, der uns mit dem lebensnotwendigen Sauerstoff versorgt, mischt sich das Rauschen der nahen Brandung.

Es scheint, als wäre die See draußen ruhiger als hier am Ufer; die Positionslichter des als Übungsobjekt zum Anbringen von Minen eingesetzten Vollkettenschwimmwagens K 61, der auf dem Meer schwimmt, hängen anscheinend unbeweglich über dem Wasser. Dagegen sind die leuchtenden Bälle an den Signalleinen, mit denen die unter Wasser arbeitenden Genossen der anderen Tauchergruppe Verbindung zu den Begleitbooten an der Oberfläche halten, nur zeitweilig zu sehen; auf dem Meer schwimmend, werden sie von den Wellen mal emporgetragen und verschwinden dann gleich wieder. Die Entfernung täuscht und die zunehmende Dunkelheit. Das Meer ist bewegter, als man es auf den ersten Blick vermutet.

Die drei Schlauchboote, die zur Sicherung der im Wasser befindlichen Genossen mitgefahren sind, haben es schwer.

Ich schaue auf Axel, meinen Tauchpartner, der ausgestreckt neben mir liegt. Axel ist noch mißgestimmt.

Als wir uns gestern zum Tauchen vorbereiteten, und uns die Leine um die Hüfte schlangen, die uns beide bei der Arbeit unter Wasser miteinander verbindet, sagte ich zu ihm, eigentlich nur so nebenbei, er solle endlich seinen Knoten, den Palsteg, ordentlich binden, damit wir unter Wasser die Verbindung zueinander nicht verlieren. Meine Bemerkung brachte Axel hoch. Heftig winkte er mit der Hand ab und erwiderte borstig:

„Du machst aus einer lächerlichen Kleinigkeit wieder mal einen Skandal. Knoten ist Knoten! Davon geht doch die Welt nicht unter! Oder denkst du, deswegen könnten wir die Mine nicht anbringen? Jetzt mach' aber mal 'nen Punkt!"

Aber ich ließ mich nicht beirren und sagte, daß sehr wohl etwas passieren kann, wenn er den Knoten nicht richtig bindet. Was, wenn wir unter Wasser keine Verbindung mehr miteinander haben? Und wenn ausgerechnet dann einem von uns etwas zustößt und er es dem anderen nicht signalisieren kann? Wie würde es dann um unsere Sicherheit bestellt sein?

Axel grinste nur höhnisch, dann wandte er mir den Rücken zu und sagte gedehnt: „Gute Nacht!"



Inzwischen ist es ganz dunkel geworden. Wir liegen noch immer am sandigen Ufer und warten. Erst nach Rückkehr der anderen Gruppe sollen wir eingesetzt werden. Während Axel noch seinen Gedanken nachhängt, erzählt Jarowinski einen Witz. Doch den kennen wir schon. Der kleine Pirau, der bis jetzt geschwiegen hat, fistelt von hinten vor, wo denn die Stelle zum Lachen sei. Daraufhin erst müssen wir lachen. Sogar Axel lacht jetzt.

Na also, seine gute Laune ist wieder hergestellt, denke ich bei mir.

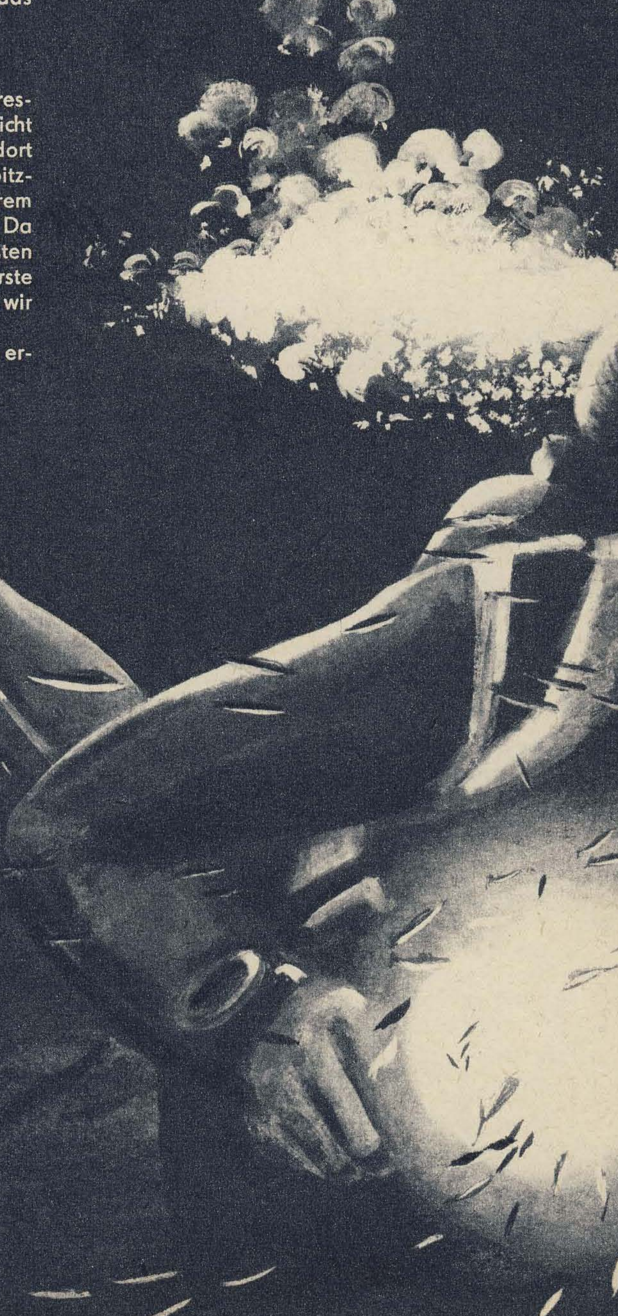
Axel ist eigentlich ein feiner Kerl. Er war mir schon sympathisch, als er mir im Juni als Tauchpartner zugeteilt wurde, nachdem Strotzig, mit dem ich bis dahin getaucht war, sich beim Fußballspielen ein Bein gebrochen hatte und für die nächsten Monate ausgefallen war. Auch schon vorher hatte ich Axel in der Boxstaffel, die er als Übungsleiter führt, näher kennengelernt.

Axel Thomas ist einer von den Genossen unserer Einheit, die in der Gefechtsausbildung und in der Militärischen Körperertüchtigung alle Normen regelmäßig unterbieten. Nie trägt er deshalb die Nase hoch. Über Hartig, dem beim Laufen immer schon weit vor dem Ziel die Puste ausging, hatte er die Patenschaft übernommen; die nahm er so ernst, als ginge es um seine eigene Kondition. Regelmäßig dreimal wöchentlich ging er mit ihm in der Freizeit auf die Laufstrecke. Jetzt läuft Hartig die 5000 Meter bereits mit der Note „Gut"; besser als mancher andere. Nur eines hatte ich bisher bei Axel zu bemängeln: Er bindet manchmal die Knoten nicht

sorgfältig genug, was bei der Arbeit unter Wasser für uns mitunter verhängnisvoll werden kann. Den Palsteg, einen speziellen Knoten, mit dem wir hauptsächlich die Verbindungsleine zwischen uns befestigen, bringt er immer noch nicht richtig fertig. Als wir ihn in der Ausbildung geübt hatten, war Axel geade UvD-Läufer gewesen. Ich hatte ihm deshalb geholfen, den Palsteg zu lernen. Er kann ihn jetzt zwar binden, doch macht er ihn nur oberflächlich, zieht ihn nicht genügend fest. So war es auch gestern. Er hatte die Perlonleine so locker verzurrt, daß es richtig schludrig aussah. Nicht zuletzt deshalb waren wir aneinander geraten. Doch das ist nun vorbei.

●

Indessen hören wir vom beleuchteten Kompressorwagen jemand etwas rufen, was wir nicht verstehen können. Wir sehen nur, daß dort „Luftpumpe", wie der Kompressorwart mit Spitznamen heißt, mit Leutnant Rehberg, unserem Zugführer, zusammensteht. Wir stehen auf. Da sehen wir, daß sich die Leuchtbälle der ersten Gruppe bereits dem Ufer nähern. Die erste Gruppe kehrt zurück. Ein Signal für uns, daß wir nun bald ins Wasser gehen werden.
Paarweise treten wir an. Leutnant Rehberg erläutert uns noch einmal die Aufgabe. Alles klar? Wir haben keine Fragen. Dann gibt er die Imitationsminen aus, jedem Taucherpaar eine. Axel empfängt sie für uns. Inzwischen peile ich schon mit dem Kompaß die Lichter des K 61 an und stelle die Marschrichtungszahl ein, nach der wir uns dann unter Wasser orientieren müssen. Die Spitze der Kompaßnadel zeigt genau auf das Amphibienfahrzeug.
Kaum sind die Genossen der ersten Gruppe aus dem Wasser heraus, da gehen wir in das nasse



Element. Sechs dunkle Gestalten mit Gummianzügen, Preßluftflaschen auf dem Rücken, Taucherbrille und Schnorchel, so waten wir zunächst durch das knietiefe Wasser, bis wir die entsprechende Wassertiefe erreichen, wo wir untertauchen können. Schwimmend nehmen wir Kurs auf den K 61.

Nach kaum hundert Metern sehe ich auf den Kompaß, um die Richtung zu überprüfen. Die Nadel ist um ein paar Grad von der eingestellten Marschzahl abgewichen. Die Uferströmung treibt uns nach links ab. Mit ein paar kräftigen Flossenschlägen korrigiere ich unseren Kurs. Dann versuche ich wieder, meinen Atemrhythmus dem der Flossenschläge anzugleichen. Einatmen, drei Schläge mit vollen Lungen, Stille. Dann gurgelt die verbrauchte Luft aus dem Regler nach oben. Erneut drei Flossenschläge . . .

Das satte, monotone Gurgeln der ausgeatmeten Luft ist das einzige Geräusch hier unten. Einmal gleitet etwas Glitschiges an meinem Kinn vorbei, eine Qualle.

Ich schalte kurz die Unterwasser-Lampe ein. Die Schwärze um mich herum schluckt fast gänzlich den Lichtstrahl. Einen halben Meter weit höchstens keilt er sich durch die Finsternis. Durch die Brille, die ein wenig vergrößert, sehe ich Plankton vorbeitreiben. Ganze Schwärme von Fischen streben dem Licht zu. Am Tage habe ich noch nie so viele Fische gesehen.

Ich schalte die Lampe wieder ab, um mit der Batterie zu sparen. Doch statt der erwarteten Dunkelheit schimmert es schwach an meiner Seite. Axel schwimmt dicht neben mir. An der Verbindungsleine zerre ich ihn zu mir heran. Er hält mir den Scheinwerfer ins Gesicht. In den Lichtkegel halte ich meine Hand mit dem gespreizten Daum nach oben, das heißt in unserer Zeichensprache, daß wir auftauchen wollen. Axel versteht sofort. Vorsichtig steigen wir zur Oberfläche auf. Axel bleibt ein Stück unter mir, weil er durch das Gewicht der Mine nicht so schnell wie ich nach oben gelangen kann.

Langsam hebe ich den Kopf aus dem Wasser und sehe mich um. Wir sind zwar auf der Höhe des K 61 angekommen, jedoch etwa fünfzig Meter zu weit links. Die Strömung hat uns doch noch abgetrieben. Wir tauchen wieder ab.

Bald darauf befinden wir uns unter dem ruhig auf dem Wasser schaukelnden K 61. Mit den Händen können wir an die Ketten greifen. Sofort befestigt Axel die Mine. Wir hatten das oft „trocken" trainiert und wollten dessen Notwendigkeit manchmal nicht einsehen, doch jetzt zahlt sich die Mühe aus. Nur ein paarmal muß ich zupacken, damit Axel die Mine nicht aus den Händen gleitet und womöglich noch auf Grund geht.

Nachdem wir unseren Auftrag ausgeführt haben, tauchen wir wieder ab und schwimmen davon, um aus dem Detonationsradius der Mine zu gelangen. Plötzlich über uns ein Lichtstrahl. Das kann nur der Obertaucher sein, der uns kontrollieren will. Er kommt dicht an mich herangeschwommen und legt Daumen und Zeigefinger seiner linken Hand zu einem Ring zusammen, das Zeichen für „Alles in Ordnung?" ▶

Illustration: Heinz Rode

H.RODE 70

Ich antworte ihm mit dem gleichen Signal. Der Auftrag ist ausgeführt, wir sind wohlauf.

●

Der Obertaucher schwimmt davon. Auf dem Rückweg können wir uns nun etwas Zeit nehmen und das Leben im nächtlichen Meer beobachten. Mit dem Lichtstrahl fangen wir regelrecht die Fische ein. Sie sind zutraulich wie Vögel im Winter. Erst wenn ich mit den Fingerspitzen ihre kalten, schuppigen Rücken antippe, fliehen sie blitzschnell.

Der Lichtstrahl meiner Lampe erfaßt einen Barsch. Ein Prachtexemplar! Mein Anglerherz schlägt höher. Ich ziehe Axel zu mir heran, damit er ihn auch betrachten kann. Doch der Barsch nimmt Reißaus, als Axel herankommt. Axel schwimmt deshalb gleich weiter.

Leider können wir dem Treiben der Fische nicht allzulange zusehen. Wir müssen zurück zum Ufer, und unser Sauerstoffvorrat reicht auch keine Ewigkeit.

Ich greife zur Verbindungsleine und will mich zu Axel hinziehen. Doch was ist das? Die Leine strafft sich nicht. Sie gleitet schlaff durch meine Hände. Erschrocken ziehe ich stärker an ihr. Doch da habe ich bald das verspleißte Ende zwischen den Fingern.

Verdammt! Was ist geschehen? Wo ist Axel? Was ist mit ihm?

Rasch schalte ich die Lampe aus und beginne zu suchen. Axel muß noch ganz in der Nähe sein. Doch ich finde keine Spur von ihm, keinen Lichtschein.

Für einen Moment geht mir die Warnung des Obertauchers durch den Kopf, nicht allein zu tauchen, besonders nachts. Unsinn, wenn man wie ich schon über 25 Tauchstunden hat!

Bei der Suche habe ich die Orientierung verloren. Ich sehe auf den Kompaß. Da durchfährt mich ein eisiger Schreck. Ich schwimme nicht dem Ufer zu, sondern ins offene Meer hinaus. Also umkehren!

Jetzt habe ich nur noch den Gedanken, sofort aufzutauchen. Rasch nähere ich mich der Wasseroberfläche. Als ich dicht darunter bin, höre ich dumpfes Bullern. Zwei grelle Lichter kommen auf mich zu, der gepanzerte Bug des K 61. Die Schrauben! Der Sog! Nichts wie weg!

Ich reiße die Arme an den Körper und schlage sie dann mit aller Kraft nach oben über den Kopf, damit ich tiefer tauche. Das Licht wird schwächer, doch das Motorengeräusch schwillt weiter an.

Plötzlich schlucke ich Wasser. Ich habe das Mundstück verloren; es schwabbert über mir im Wasser. Ein Glück, daß es befestigt ist. Heftig reiße ich es herunter und schiebe es wieder zwischen die Lippen. Erleichtert will ich durchatmen, doch da schlucke ich erneut Wasser. Der Atemschlauch war vollgelaufen.

Verzweifelt ringe ich um Luft. Die Lungenflügel dehnen sich schmerzhaft. Ich lege mich auf die Seite und blase kräftig in das Mundstück. Das Wasser entweicht. Vorsichtig atme ich diesmal ein. Endlich! Die Lunge erhält wieder Sauerstoff. Im gleichen Moment braust der K 61 über mich hinweg.

Oben ist es nun still geworden. Vorsichtig steige ich Meter um Meter. Den Lichtstrahl des Scheinwerfers halte ich senkrecht nach oben, damit die Genossen über mir ihn eventuell sehen können.

Endlich kann ich den Kopf aus dem Wasser stecken. Links von mir schaukelt auf den Wellen der K 61 wie ein dunkler Klumpen. Jemand von dort ruft etwas, ich verstehe es aber nicht. Dennoch will ich antworten. Doch ich habe noch das Mundstück zwischen den Lippen. Ich spucke es aus und rufe zurück.

Die Genossen im Schwimmwagen haben mich bemerkt. Ein Schlauchboot klatscht ins Wasser, kommt dann zu mir heran. Wenige Minuten später zieht mich der Obertaucher hinein. Schweigend rudert er mit mir zurück.

Erschöpft ziehe ich mich am K 61 hoch. Jemand packt mich an der Schulter und zieht mich über die Bordkante. In der Dunkelheit kann ich Axel erkennen. Er hilft mir, das Tauchgerät abzulegen. Der Fahrer und der Obertaucher bergen indessen das Schlauchboot.

Axel ist da! Ein Stein fällt mir vom Herzen.

Er mußte wohl gleich aufgetaucht sein, nachdem wir uns unten getrennt hatten. Aber weshalb? Das wird sich herausstellen, denke ich, und setze mich auf eine Schwimmweste, die in der Ecke des K 61 liegt.

Dann läßt der Fahrer den Motor an und nimmt Kurs zum Strand. In den Motorenlärm hinein schreit der Obertaucher Axel und mir zu, wie das passieren konnte. Ich zucke nur mit den Schultern. Axel aber schreit zurück:

„Der Knoten muß sich gelöst haben!"

„Verstehe ich nicht, wie sich ein Palsteg von allein lösen kann!" Stabsfeldwebel Richter schüttelt mit dem Kopf.

Er versteht es nicht. Aber mir ist nun alles klar. Und Axel? Schuldbewußt blickt er mich an und sagt leise, damit es der Obertaucher nicht hören kann:

„Ja, der Palsteg . . ."

Mehr bringt er nicht hervor. Den Rest, den er noch sagen wollte, verschluckt er. Sein Blick verrät mir aber, daß er diesen Knoten von nun an nie mehr so schluderig binden wird.

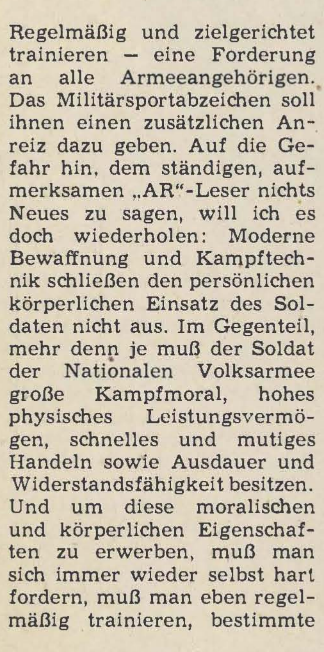


Höchster Einsatz...

... wird in der täglichen Ausbildung vom Soldaten gefordert. Das Militärsportabzeichen soll helfen, diese Leistungsforderung zu erfüllen.

Ich muß gestehen, ich habe die Bedingungen für das Militärsportabzeichen noch nicht abgelegt. Nun ja, ich bin schon einige Jahre aus dem aktiven Leistungssport heraus. Womit ich nicht sagen will, daß man Spitzenathlet sein muß, um dieses Abzeichen zu erwerben. Und doch gibt es Berührungspunkte, Parallelen zwischen beiden, dem Spitzensportler und dem Militärsportabzeichen-Träger. Beides kann man nur werden, wenn man den festen Willen und die Bereitschaft zum regelmäßigen, speziellen Training besitzt. ▶





Regelmäßig und zielgerichtet trainieren – eine Forderung an alle Armeeangehörigen. Das Militärsportabzeichen soll ihnen einen zusätzlichen Anreiz dazu geben. Auf die Gefahr hin, dem ständigen, aufmerksamen „AR"-Leser nichts Neues zu sagen, will ich es doch wiederholen: Moderne Bewaffnung und Kampftechnik schließen den persönlichen körperlichen Einsatz des Soldaten nicht aus. Im Gegenteil, mehr denn je muß der Soldat der Nationalen Volksarmee große Kampfmoral, hohes physisches Leistungsvermögen, schnelles und mutiges Handeln sowie Ausdauer und Widerstandsfähigkeit besitzen. Und um diese moralischen und körperlichen Eigenschaften zu erwerben, muß man sich immer wieder selbst hart fordern, muß man eben regelmäßig trainieren, bestimmte Übungen häufig wiederholen, Muskelgruppen ständig neu und immer stärker belasten – nur so ist ein Leistungszuwachs drin. Auch keine neue Erkenntnis, aber für manche – die Bequemen – kann es nicht oft genug gesagt werden.

Zielgerichtet – zweite Trainingsforderung, die oben genannt wurde. Für Soldaten muß alles auf ein Ziel gerichtet sein: Lösung der militärischen Aufgaben. Darauf soll sich auch der Freizeitsport durch die Konzentrierung auf militärsportliche Disziplinen ausrichten. Deshalb hat in den Einheiten und Truppenteilen



der NVA mit Beginn des Ausbildungsjahres 1970 nun das Training für die Pflicht- und Wahlübungen des Militärsportabzeichens begonnen. Trainieren kann der Soldat dafür auch bereits während der Dienstzeit, in der Mili-



tärischen Körperertüchtigung, denn bis auf das Schießen sind alle Übungen auch im direkten militärsportlichen Ausbildungsprogramm enthalten. Wer aber nun der Meinung ist, na, das genügt doch, wozu sich noch in der Freizeit rumquälen, den wird die Praxis bald eines Besseren belehren. In den fünf Pflichtübungen, die den militärischen Grundforderungen an jeden Soldaten entsprechen, wird auf der Basis der MKE-Normen dreimal die Note 1 und zweimal die Note 2 gefordert. Aus zwei waffengattungsspezifischen Wahlübungen kann der Bewerber eine auswählen, die er ebenfalls mit der Note 1 erfüllen muß. Kein Kinderspiel also, und keinesfalls aus dem Ärmel zu schütteln, wie das für die meisten Soldaten schon nach wenigen Dienstmonaten beim Sportabzeichen der DDR – zumindestens in Bronze und Silber – noch der Fall war. Wer das Militärsportabzeichen schafft, der ist auch den harten Forderungen des täglichen Dienstes gewachsen. Deshalb wird es auch nur in einer Stufe verliehen, und deshalb sollte es nirgends bei der Abnahme irgendwelches Augenzwinkern geben.

Betrachten wir uns einmal die einzelnen Disziplinen und wel-



che Leistungen – unterschiedlich in 4 Altersgruppen (bis 29, 35, 40, über 40 Jahre) – dabei gefordert werden. An der Spitze steht die

STURMBAHN

Entsprechend den Bedingungen in den Einheiten kann sie durch die Hindernisbahn der Grenztruppen, durch den Hindernislauf an Bord, einen 1000-m-Lauf der Volksmarine und durch den 600-m-Hindernislauf der Luststreitkräfte ersetzt werden. 200 Meter ist die Sturmbahn lang, 10 Hindernisse sind auf dieser Strecke zu überwinden. Dann Schutzmaske auf und die 200 Meter zum Startgraben zurück. Das in 4:25 Minuten (Altersgruppe 1). Wer's schon einmal probiert hat, weiß, was das bedeutet.

HANDGRANATEN-WEITZIELWURF

48 Meter werden für Note 1 gefordert. Die Wurfbahn ist zehn Meter breit. Schlägt die Handgranate außerhalb auf, ist der Wurf ungültig. Bei unserem letzten Betriebssportfest habe ich gemerkt, daß man dafür beinahe aktiver Handballer oder Leichtathlet sein muß. Ohne Training ist einfach nichts drin, da holt man sich höchstens eine schmerzhafte Zerrung.

3000-METER-LAUF

Hier kann einmal die Dienstuniform abgelegt werden. ‚Im Sportanzug auf einer Flachstrecke durchzuführen', heißt es in der Ausschreibung. 400 Meter in 90 Sekunden zu laufen dürfte kaum Schwierigkeiten machen, aber siebeneinhalbmal hintereinander 400 Meter in 90 Sekunden sind nicht von Pappe. Und das muß der Soldat, um die 11:15 Minuten für 3000 Meter zu schaffen.

UNIFORMSCHWIMMEN

Trotz moderner Übersetzmittel muß der Soldat auch gewappnet sein, einen Fluß schwimmend zu durchqueren. 200 Meter in Drillich oder Arbeitsanzug (ohne Stiefel oder Schuhe am Koppel), mit aufgesetztem Stahlhelm und der Fecht-MPi auf dem Rücken, werden deshalb hier verlangt. Ohne eine bestimmte Zeitnorm oder Stilart. Aber es reicht auch so.

SCHIESSEN

Hier geht es nicht um große körperliche Leistungen, aber was wäre das für ein Soldat, der nicht schießen kann. Mit der MPi oder dem LMG auf 150 Meter bei 5 Schuß 35 Ringe oder mit der Pistole auf 25 Meter bei 5 Schuß 40 Ringe – dafür gibt es die Note 1.

DIE WAHLÜBUNGEN

gliedern sich in vier Gruppen: Landstreitkräfte, Grenztruppen, fliegendes Personal der Luftstreitkräfte, Besatzungen von Schiffen der Volksmarine. Gewichtsstoßen, Skilanglauf, Judo-Selbstverteidigung, Fliegertrainingsgerät, Streckenschwimmen sind einige der spezifischen Übungen, für die auf jeden Fall entsprechend der MKE-Norm die Note 1 gefordert wird.

Man kann schon sagen: Wer alles schafft, dem braucht im Soldatenalltag nicht bange zu sein. *Günther Wirth*

Die Walküren reiten zurück

Von J. C. Schwarz

In allen Stäben der Wehrkreiskommandanturen hängen im Sommer 1944 Karten an der Wand, die sich auf Maßnahmen für den Fall beziehen, daß die „Operation Walküre" ausgelöst wird. Das Recht zur Auslösung dieser Operation hat Generaloberst Fromm, der Befehlshaber des Ersatzheeres in Berlin. Er bekommt seinerseits den entsprechenden Befehl vom Oberbefehlshaber des Gesamtheeres, von Hitler oder von einem durch Hitler beglaubigten Beauftragten. Auf den Karten der Operation sind alle wichtigen Gebäude, Institutionen und Eisenbahneinrichtungen verzeichnet, die sofort militärisch zu besetzen sind, um die für den Operationsfall angenommenen „inneren Unruhen" zu unterdrücken und die entscheidenden Positionen des staatlichen Machtapparates zu sichern. Auch die verschiedenen, den Standorten der Wehrkreiskommandanturen benachbarten Militärlager und Offiziersschulen sind angegeben, deren Regimenter zu mobilisieren und für die Durchführung der Maßnahmen einzusetzen sind. Der Plan dieser Operation hat Hitler vorgelegen und wurde von ihm genehmigt.

Die Gestapo glaubt nicht daran, daß diese Notbremse gezogen werden muß, wenn man von vornherein alle Gegner des Naziregimes in KZs steckt oder sonstwie im Auge behält. Solange sie imstande ist, Verhaftungen vorzunehmen und Spitzel in Widerstandskreise einzuschleusen, wird es ihrer Meinung nach zu keinen „inneren Unruhen" kommen. Noch hat sie das Heft in der Hand. Sie ist gerade erst vor wenigen Wochen wieder in einen solchen Widerstandskreis eingedrungen und hat ihn durch Verhaftungen gesprengt. Es waren durchweg bürgerliche Leute, Beamte, ein adeliger Jurist, ein paar ehemalige KZ-Häftlinge sozialdemokratischer Herkunft, die anscheinend Verbindung zum Nationalkomitee „Freies Deutschland" hatten oder zumindest die von dort stammenden, über den Kampflinien abgeworfenen Schriften lasen und verbreiteten. Die Gestapo hält es einfach für lächerlich, daß dieses Dutzend Zivilisten, unter dem sich auch ein paar christliche Pazifisten befinden, dem Nazistaat gefährlich werden könnte. Trotzdem erwartet die Verhafteten das Todesurteil. Was es allerdings mit Dr. Carl Goerdeler auf sich hat, den ehemaligen Oberbürgermeister von Leipzig und Reichskommissar für Preisüberwachung, der im Zusammenhang mit dieser Aktion in eine zwielichtige Position geraten ist, ist noch unklar. Der in den Widerstandskreis eingeschleuste Gestapospitzel behauptet, Carl Goerdeler spiele eine führende Rolle im Widerstand und unterhalte private Beziehungen zu den Westmächten, also zum Feind, um sich deren Unterstützung zu sichern. Es klingt etwas übertrieben, Beweise liegen zur Zeit noch nicht vor. Aber man ordnet am 17. Juli die Verhaftung Goerdelers an, ohne sie durchführen zu können, denn irgend jemand scheint Goerdeler gewarnt zu haben: er ist verschwunden, hält sich versteckt. Wer hat ihn gewarnt? In faschistischen Beamtenkreisen gilt Goerdeler als außerordentlich fähiger Kopf, vielleicht hat er von dieser Seite her einen Wink bekommen? Aber „Operation Walküre"? Innere Unruhen? Die Gestapo glaubt nicht daran. Sicher handelt es sich um einzelne „Nörgler und Kritikaster", die auf eigene Rechnung und Gefahr mit dem Feuer spielen.

So denkt die Gestapo. Sie weiß nicht, daß bis zum 20. Juli hohe Offiziere und Generäle sowohl im Führerhauptquartier wie in den verschiedenen Wehrkreiskommandanturen mit den soeben verhafteten Zivilisten und dem noch gesuchten Goerdeler in Verbindung stehen und seine Anhänger sind. General Fromm, der Befehlshaber des Ersatzheeres, ahnt, daß etwas im Gange ist, er ist indirekt aufgefordert worden, sich den Verschwörern anzuschließen. Er hat ausweichend geantwortet, wenn auch nicht völlig ablehnend. Die „Walküre"-Landkarten in einigen Stäben sind bereits mit leichten Modifizierungen versehen, die „Walküren" wollen ausreiten, um Hitler zu stürzen. Die konspirativen Verbindungen reichen vom Führerhauptquartier bei Berchtesgaden über Berlin bis Paris zu General Stülpnagel, den Freund und Anhänger Stauffenbergs.

Man braucht nur auf den Knopf zu drücken, und der Staatsstreich läuft – als amtlicher Operationsplan getarnt – automatisch ab. Und Stauffenberg will sein Leben daran wagen, daß dieser Knopf gedrückt wird. Er ist Stabschef bei General Fromm und bekommt am 18. Juli den Auftrag, am 20. Juli im Führerhauptquartier Hitler über eine bestimmte Angelegenheit Bericht zu erstatten. Mit seinem Freund und Adjutanten Oberleutnant Haeften fliegt er am Morgen des 20. Juli von Berlin nach Rastenburg, in einem kleinen Sonderflugzeug. Jeder der beiden Männer hat eine Aktentasche bei sich. In jeder Aktentasche liegt eine englische Zeitbombe, die dadurch in Betrieb gesetzt wird, daß man ein Säure enthaltendes Glasröhrchen zerdrückt. Geräuschlos frißt sich die Säure vorwärts und löst nach 15 Minuten die Zündung aus. ▶

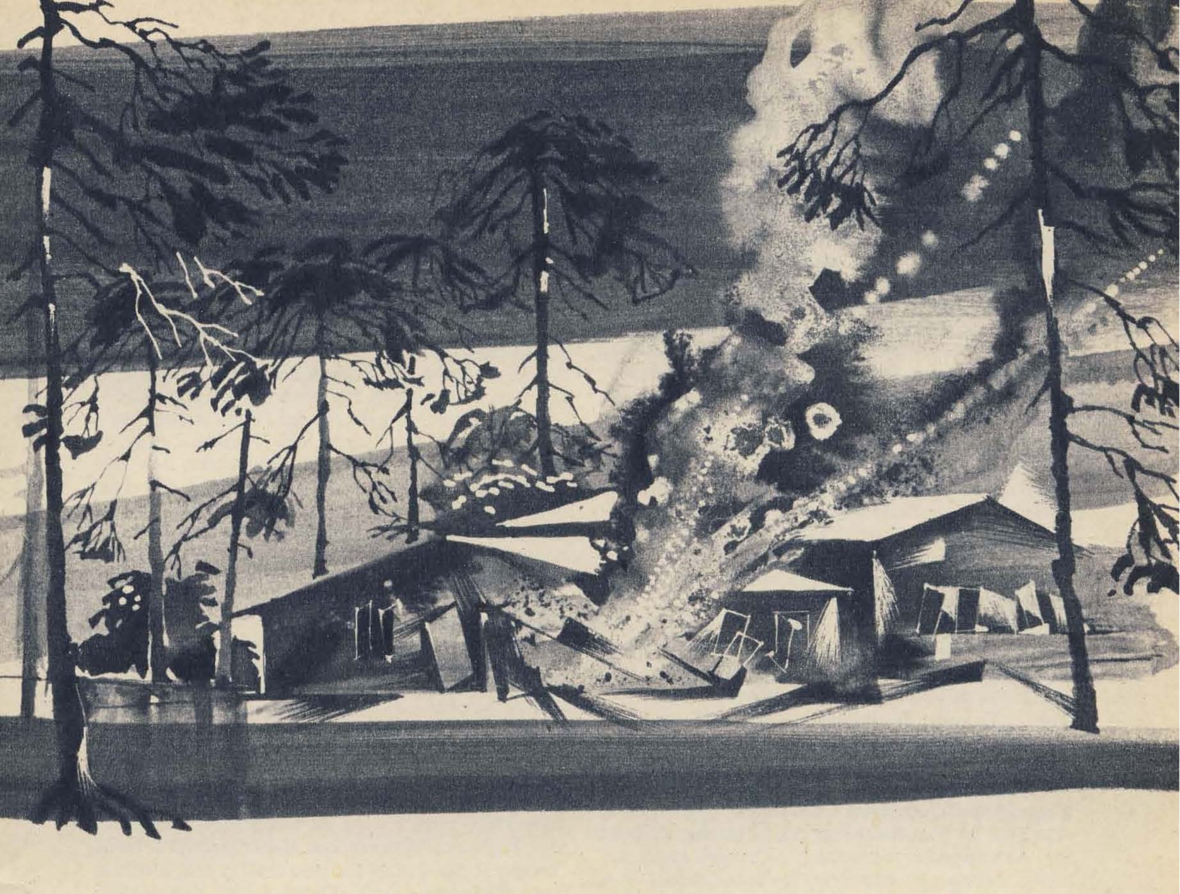


Kurz vor Beginn der Konferenz im Führerhauptquartier zerdrückt Stauffenberg mit der linken Hand das Glasröhrchen. Mit der linken Hand stellt er die Aktentasche auf den Boden neben die Innenseite der schweren Holzwand, die die Tischplatte mit der ausgebreiteten Landkarte trägt. Er flüstert Keitel zu, daß er ein dringendes Telefongespräch mit Berlin zu führen habe und für einige Minuten, bis zum Beginn seines Berichtes, hinaus muß. Keitel nickt mißmutig mit dem Kopf. Der „Führer" liegt fast auf der Landkarte, er ist sehr kurzsichtig. Neben ihm, das heißt zwischen ihm und dem Holzsockel, steht Stauffenbergs Tasche, in der die Säure bereits vorwärts kriecht.

Draußen trifft sich Stauffenberg mit seinem Adjutanten und den Generälen Stieff und Fellgiebel. Die Generäle sind eingeweiht, sie gehören zu dem Verschwörerkreis. Sie warten ein paar Minuten, blicken von weitem auf die Baracke, in der die Konferenz stattfindet. Da, ein gewaltiger Donnerschlag, Rauch und Flammen, es sieht aus wie der Einschlag einer 15-Zentimeter-Granate. Hitler ist tot. Es ist unmöglich, daß er am Leben geblieben ist. Deutschland ist befreit, 5 Minuten vor 12. Sie drücken sich die Hände, Stauffenberg gibt seine linke. Fellgiebel, der das Nachrichtensystem des Führerhauptquartiers unter sich hat, eilt zur Telefonzentrale, um den Spruch nach Berlin, in die Bendlerstraße, durchzugeben: „Hitler ist tot". Dieser Spruch soll verabredungsgemäß die sofortige Auslösung der „Operation Walküre" zur Folge haben. Stauffenberg und Haeften besteigen den Wagen, um nach Rastenburg zu gelangen, wo auf dem Flugplatz das Sonderflugzeug auf sie wartet und sie nach Berlin zurückbringen soll. Sie haben drei Sperren zu passieren. Die Alarmsirenen heulen auf. An einer der Sperren will man sie nicht durchlassen. Stauffenberg läßt den Rittmeister von Möllendorf anrufen, einen Mitverschwörer, der sofort dem diensthabenden SS-Scharführer die Ausfahrterlaubnis bestätigt. Die Wache gibt den Weg frei, den Weg nach Rastenburg, nach Berlin. Um 12.42 Uhr explodierte die Bombe, um 13 Uhr klettern Stauffenberg und Haeften in das Flugzeug, das sich zitternd und brummend in den Himmel erhebt.

Drei Stunden der Untätigkeit liegen vor den beiden Männern. Es sind 560 Kilometer Luftweg zurückzulegen. Stauffenberg sieht glücklich Haeften an. „Endlich", sagt er leise. „Es war höchste Zeit".

Ja, es ist höchste Zeit, 5 Minuten vor 12. Die militärische Lage Nazideutschlands ist katastrophal. Am 4. Juni haben alliierte Truppen Rom befreit. Am 6. Juni sind die Alliierten in der Normandie gelandet und bereiten den Ein-



bruch nach Frankreich vor. Am 23. Juni hat die belorussische Operation der Roten Armee begonnen, durch die die Heeresgruppe Mitte völlig zerschlagen wird. Vor 12 Tagen, am 8. Juli, kapitulierte General Vincenz Müller mit den Resten der eingeschlossenen 4. Armee bei Minsk und wird sich kurze Zeit danach dem Nationalkomitee „Freies Deutschland" anschließen. Am 13. Juli hat die sowjetische Offensive gegen die Heeresgruppe Nord-Ukraine begonnen, die zur Befreiung der West-Ukraine führt. Im weiteren Verlauf des Monats Juli sind an mehreren Stellen sowjetische Truppen bereits bis zur Weichsel vorgedrungen. Keitel telefonierte verzweifelt mit Rundstedt. „Was sollen wir denn bloß machen?" Und Rundstedt hat geantwortet: „Schluß sollt ihr machen mit dem Krieg, ihr Idioten." Aber Keitel hat nicht Schluß mit dem Krieg gemacht. Nun ist Stauffenberg an der Reihe. Er blickt mit dem rechten Auge in den heißen, glühenden Juli-Himmel, unter dem das kleine Flugzeug dahinjagt.

Der Siebenunddreißigjährige hat nur noch den linken Arm und das rechte Auge. In Nordafrika, im Stabe Rommels, hat er bei einem Luftangriff der RAF Arm und Auge eingebüßt. Als ihm der Arzt, der ihn zusammenflickte, für den rechten Arm eine Prothese anlegen wollte, deren Befestigung drei weitere Monate Zeit in Anspruch genommen hätte, lehnte er ab. „Ich habe jetzt Wichtigeres zu tun", sagte er.

Er glaubt, Deutschland retten zu können. Er weiß nicht, daß er mit seinem demokratischen Idealismus unter seinen Mitverschworenen allein steht. Jenen geht es nicht so sehr um Deutschlands Rettung, sondern sie wollen nicht bei einem restlosen Zusammenbruch von ihren einträglichen Positionen gespült werden.

Jetzt blickt er auf die Uhr, mit dem rechten Auge auf das linke Handgelenk. Drei Stunden Flugzeit! Bis zu seinem Eintreffen in Berlin ist Goebbels verhaftet und Berlin vom Ersatzheer besetzt. In Berlin und Paris werden Tausende von NSDAP-Funktionären festgenommen sein. KZs und Gefängnisse sollen nach seinen Vorstellungen geöffnet, die Verhafteten der letzten Tage befreit werden. Eine neue Welt wird ihn in Berlin empfangen, ein neuer Oberbefehlshaber und der Kanzler Carl Goerdeler, der sofort Waffenstillstandsverhandlungen in Ost und West aufnehmen will. Aber wird Carl Goerdeler mit dem Osten verhandeln, er, der immer nur mit dem Westen liebäugelte und einen Aufstand der Massen im Sinne der Revolution von 1918 fürchtet wie der Teufel das Weihwasser? Das ist der einzige Zweifel, den Stauffenberg in diesem Augenblick in Bezug auf das Gelingen des Unternehmens hat. Aber er ist ja eben mit Hitler fertig geworden, er wird auch

mit Carl Goerdeler fertig werden. Es sind Wunschgedanken, die er hegt. Goerdeler, der in seinem Versteck liegt, denkt gar nicht daran, in Nazi-Deutschland grundlegend etwas zu ändern. Natürlich wird er die KZs nicht aufmachen. Er will nur die Namen der Wachmannschaften ändern, alles andere soll beim alten bleiben. Stauffenberg ist für ihn ein „politischer Wirrkopf", der imstande wäre, „Deutschland dem Bolschewismus auszuliefern". Ein Glück, daß er die Mehrzahl der Verschwörer als besonnene Männer kennt, die den Nationalsozialismus nur in seinen Formen liberalisieren, in seinen Zielsetzungen aber erhalten wollen. Seine Losung ist von jeher: Mit Himmler und Göring verhandeln, Hitler auf kaltem Wege ausschalten, Bank- und Industriebeziehungen nutzen, um an Roosevelt und Churchill heranzukommen und einen Separatfrieden mit dem Westen schließen. Das ist seine Linie. Als Kanzler will er mit Stauffenberg und seiner kleinen Gruppe schon fertig werden.

Stauffenberg fühlt sich leicht. Er weiß nicht, was geschehen ist, seitdem er im Führerhauptquartier die Konferenz-Baracke verließ, um angeblich mit Berlin zu telefonieren ...

Oberst Brandt, Heusingers Stellvertreter, will rechts vom „Führer" näher an den Tisch herantreten, auf dem die Landkarte ausgebreitet ist, um sich etwas genauer die gerade zur Debatte stehenden Ortschaften anzusehen. Dabei stößt sein Fuß an Stauffenbergs Aktentasche. Er hebt die Aktentasche vorsichtig auf und stellt sie rechts neben den schweren Holzsockel, auf dem die Tischplatte ruht. Sie stand vorher links neben dem Holzsockel, also auf der Hitler zugewandten Seite. Zwischen der Bombe und dem „Führer" ist jetzt der Holzsockel und der Körper Brandts. Da Hitler auf dem Tisch liegt, wegen seiner Kurzsichtigkeit, springen die vom Holzsockel, der Tischplatte und dem Körper des neben ihm stehenden Oberst in ihrem Flug abgebremsten Bombensplitter über ihn hinweg. Der Protokollführer der Konferenz ist sofort tot. Drei hohe Offiziere erliegen später ihren Verletzungen, einer von ihnen ist Brandt. Hitler kommt mit Lähmungen des rechten Armes, geplatzten Trommelfellen und einigen Hautabschürfungen lebend davon.

General Fellgiebel bleibt auf dem Weg zur Telefonzentrale entsetzt stehen: Aus der rauchenden Baracke wankt Hitler heraus, auf Keitel gestützt, mit verrußtem Gesicht, wie der leibhaftige Teufel.

„Was jetzt?" fragt Fellgiebel General Stieff, den Mitverschwörer. „Wir können jetzt doch nicht die verabredete Nachricht nach Berlin durchgeben."

Stieff sieht Hitler nach, den Keitel in seine Unterkunft führt. Hitler geht aufrecht, also kann seine Verwundung nicht schwer sein. „Geben wir lieber den Spruch *nicht* durch", meint Stieff. „Der Versuch ist mißglückt, der fünfte. Es soll eben nicht sein. Sorgen wir lieber für unsere persönliche Sicherheit." Auf den Gedanken, selbst einzugreifen und das Attentat zu vollenden, kommt keiner der beiden Männer.

Eine halbe Stunde nach der Explosion treffen Himmler und die anderen Größen der Nazipartei ein : Göring, Ribbentrop, Dönitz. Die Mitarbeiter Himmlers stellen ohne Mühe fest, daß Stauffenberg das Attentat ausgeführt hat. Es gehen sofort Depeschen nach Berlin ans Reichssicherheitshauptamt und an Goebbels, Stauffenberg nach seinem Eintreffen in Berlin zu verhaften. Noch ahnt niemand, daß das Attentat keine Einzelhandlung Stauffenbergs, sondern als Auftakt für einen breit organisierten Staatsstreich gedacht ist. Inzwischen versammeln sich die Führer der Verschwörung in der Bendlerstraße im Hauptquartier des Ersatzheeres. Als erste treffen General Olbricht und Generaloberst Hoepner ein, letzterer ist für den Posten des Befehlshabers des Ersatzheeres nach dem Umsturz vorgesehen. Hoepner ist in Zivil, hat aber seine Uniform und wartet auf General von Witzleben, der ihm schriftlich seine Ernennung bestätigen soll. Da aus dem Führerhauptquartier kein Anruf Fellgiebels kommt, zögert Olbricht, „Walküre"-Alarm zu geben. Während Goebbels schon um 13 Uhr, in demselben Augenblick, in dem Stauffenberg das Flugzeug in Rastenburg besteigt, vom Führerhauptquartier die erste telefonische Information über das Vorgefallene bekommt, gelingt es Olbrichts Nachrichtenoffizier erst um 15.30 Uhr, Verbindung zu Fellgiebel herzustellen. Für zwei Stunden hat Hitler nämlich Telefonsperre über das Hauptquartier angeordnet. Eigentlich hatten die Verschwörer verabredet, Fellgiebel sollte nach seinem Anruf die Telefonverbindung des Hauptquartiers unterbrechen. Sie hätten also annehmen können, nicht Hitler, sondern Fellgiebel habe die Telefonsperre angeordnet. Sie hätten losschlagen und „Walküre"-Alarm geben können. Auf ihrer Seite stehen der Polizeipräsident von Berlin und der Stadtkommandant Hase. Aber sie zögern, sie warten, weil der Anruf Fellgiebels ausbleibt. Hoepner wartet auf seinem Koffer sitzend, der die Uniform enthält. Die Männer, die 1943 Mussolini, die Männer, die 1944 Antonescu stürzten, hatten weniger gute Bedingungen, aber sie führten ihre Staatsstreiche erfolgreich durch. Die deutschen Verschwörer in der Bendlerstraße zögern, warten, hoffen, zweifeln. Helldorf raucht eine Zigarette nach der anderen und macht Witze, er sitzt mit übereinandergeschlagenen Knien in einem Zimmer und streitet mit dem Stadtkommandanten Hase darüber, wer nun eigentlich das Regierungsviertel besetzen soll, die Polizei oder die Armee. Man diskutiert, redet, läßt wertvolle Zeit verstreichen, während Goebbels die SS-Wachen am Funkhaus und im Regierungsviertel verstärkt. Erst um 15.30 Uhr hört man Fellgiebels Stimme, schlecht, die Verständigung läßt zu wünschen übrig. „Ja", sagt er, „das Attentat hat stattgefunden." Auf die Frage aus Berlin, ob Hitler noch lebt, antwortet ein Knacken in der Leitung, die Verbindung ist unterbrochen. Was Goebbels seit 13 Uhr weiß, erfährt man in

der Bendlerstraße selbst um 15.30 Uhr nicht: Hitler lebt!

Aber um 16 Uhr ruft Stauffenberg vom Berliner Flugplatz an. Er ist soeben mit Haeften gelandet. „Hitler ist tot", sagt Stauffenberg. Während er und Haeften zur Bendlerstraße fahren, gibt Olbricht „Walküre"-Alarm und versucht, Fromm, den Befehlshaber des Ersatzheeres, zum Mitmachen zu überreden. Fromm ist Mitwisser, aber nicht Mitmacher, richtig „ja" hat er nie gesagt. Er will mit Keitel sprechen, bekommt sofort Verbindung – mit dem Führerhauptquartier, die Verständigung ist gut. Er erfährt von Keitel, daß Hitler lebt und Stauffenberg verhaftet werden muß. Daraufhin lehnt Fromm entschieden ab, die Verschwörer zu unterstützen. Da erst verhaften sie ihn und stellen eine Wache vor sein Zimmer.

Stauffenberg ist bereits in der Bendlerstraße, an der Auseinandersetzung mit Fromm hat er teilgenommen. „Ich habe selbst die Bombe gezündet", sagt er zu Fromm. „Hitler ist tot".

„Hitler lebt, das Attentat ist mißglückt. Erschießen Sie sich, Stauffenberg."

„Sie irren sich, es ist ein Manöver Keitels. Hitler kann nicht überlebt haben."

„Ich erkläre Sie und Olbricht für verhaftet."

„Sie sind sich über die Machtverhältnisse nicht im klaren. Wir verhaften Sie."

Kurzes Handgemenge, Fromm wird überwältigt und entwaffnet.

Schleppend, schleichend kommt die „Walküre"-Operation in Gang. Einige Unterführer sind mißtrauisch, sie beeilen sich nicht mit der Ausführung der Befehle. Der Stadtkommandant Hase soll das Propagandaministerium besetzen und den Gauleiter Goebbels verhaften. Er leitet aber nicht selbst die Aktion, sondern beauftragt Major Remer, den Chef des Bataillons „Großdeutschland", mit der Verhaftung Goebbels'. Remer, Altnazi, fanatischer Anhänger Hitlers, spricht erst mit Goebbels. „Ich habe den Befehl, Sie zu verhaften. Der Führer soll tot sein. Was ist eigentlich los?"

Goebbels lacht.

„Sind Sie Anhänger des Führers?"

„Hundertprozentig."

„Dann gebe ich Ihnen jetzt Gelegenheit, mit dem ‚toten' Führer persönlich zu sprechen."

Telefongespräch Hitler–Remer. Hitler ernennt mit sofortiger Wirkung Remer zum Oberst und überträgt ihm die Aufgabe, den Aufstand niederzuschlagen und die Verschwörer zu verhaften, vor allen Dingen Stauffenberg.

Während der ganzen Zeit sitzt die Sabotage in der Nachrichtenzentrale. Die Offiziere der Verschwörung haben sich auf den militärischen Gehorsam allzusehr verlassen. Ein Nachrichtenleutnant gibt absichtlich die „Walküre"-Befehle

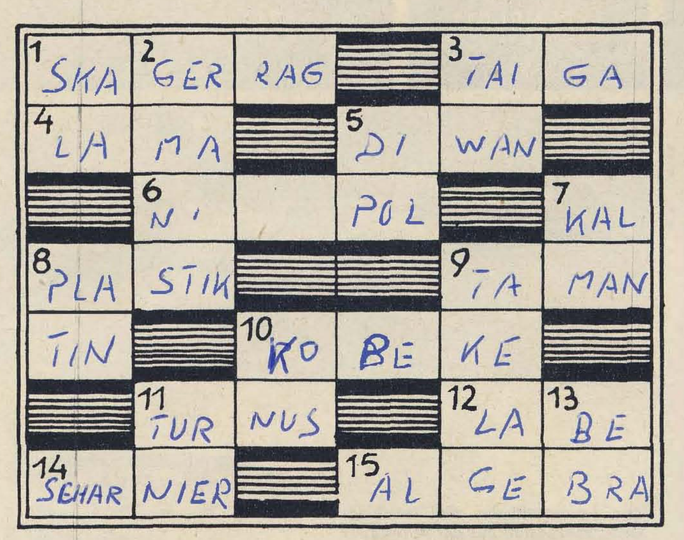
Illustrationen: Karl Fischer



unklar und in falscher Reihenfolge durch. Nur in Paris werden die Befehle von General Stülpnagel exakt und rasch durchgeführt und Tausende von Nazis verhaftet. In Berlin bricht alles zusammen. In der Bendlerstraße in den Korridoren wird geschossen. Stauffenbergs linker Arm, der einzige, der ihm geblieben ist, wird getroffen, so daß er kampfunfähig ist. Fromm wird von Remers Leuten befreit. Die Verschwörer werden in demselben Zimmer eingeschlossen, in dem vorher Fromm gesessen hat. Noch bevor Himmler in Berlin ist, hat Remer Hitlers „Ordnung" wieder hergestellt. Die „Walküre"-Befehle werden zurückgezogen, die „Walküren" reiten zurück. Goebbels spricht über den Rundfunk. Im Hof der Bendlerstraße knallen die ersten Exekutions-Schüsse, auf Befehl von Fromms Feldgericht. Der verwundete Kriegs-Invalide Stauffenberg stirbt mit dem Ruf: „Es lebe das freie Deutschland", eine Losung, die auf das Nationalkomitee „Freies Deutschland" anspielt, dessen Ziele Stauffenberg bejahte. Aber die rasch angeordneten Exekutionen retten nicht Fromm. Als Mitwisser der Verschwörung wird er später hingerichtet, zusammen mit den anderen Verschwörern. Über 7000 Personen werden verhaftet, von ihnen etwa 5000 umgebracht, nach grausamen Folterungen. 56 Generäle werden hingerichtet, 49 setzen ihrem Leben durch Selbstmord ein Ende. Heute ist bekannt, daß Zehntausende von Menschen in die Verschwörung einbezogen waren und die Schlüsselpositionen in Städten wie Berlin, Hamburg und Köln kontrollierten.
General Heusinger wird aus der Haft entlassen, unter verdächtigen Umständen, anscheinend hat er der Gestapo „zweckdienliche Angaben" gemacht. Auch ein gewisser Gerstenmaier, später westdeutscher Bundestagspräsident bis Anfang 1969, der zum engeren Kreis der zivilen Verschwörergruppe gehörte, wird freigelassen: Seine Verdienste um das NS-Regime sind offenbar groß genug, daß man ihm nicht ernsthaft böse sein kann.

■

Goerdeler, der Kanzler, auf dessen Ergreifung eine Belohnung von einer Million Mark ausgesetzt ist, liegt am 12. August 1944 auf einer alten Matratze im Kohlenkeller eines Freundes.
Er weiß längst, was geschehen ist. Der kleine Junge, der ihm täglich Essen bringt, bringt ihm auch die neuesten Zeitungen. Goerdeler liegt jetzt so im Versteck, von Gestapo-Angst gequält, wie die, für die er die KZs nicht abschaffen will. Aber das Verhängnis kommt schon auf ihn zu. Es hat ihn jemand husten gehört, ein Naziweib, das beim Stab der Wehrkreiskommandantur als Helferin arbeitet. Sie dachte, daß ein Jude oder Kommunist versteckt wird, und meldete das Husten der Gestapo.
Am Abend des 12. August schrickt Goerdeler auf: Männerschritte vor der Kellertür. „Kommen Sie heraus, Geheime Staatspolizei."
Endlich ist es an der Zeit, daß die Gestapo erschrickt: Beim ersten Verhör nennt Carl Goerdeler die Leute, die hinter ihm stehen und ihn unterstützt haben: Krupp, Bosch, Reusch von der „Gute-Hoffnung-Hütte", Herren der Vereinigten Stahlwerke, der AEG und des Siemens-Konzerns. Er betet die Namen nur so herunter, das reinste „Vaterunser". Den Namen der Industriellen folgen die Namen führender Bankiers, Großgrundbesitzer, Wirtschaftsfachleute. Vor ihnen macht die Verhaftungswelle halt. Hitler hat es befohlen. Sie alle wollten Goerdeler zum Kanzler, Hitler ausschalten, den Faschismus liberalisieren, mit dem Westen separat verhandeln und den Kommunismus bekämpfen, zusammen mit den Westmächten. Das war ihr Programm und ihr Auftrag an Goedeler, sehr zum Kummer der westdeutschen Historiker, die sich heute abmühen, aus der Hauptgruppe der Verschwörer vom Juli 1944 Antifaschisten zu machen.
Aber nicht nur sie, auch Himmler schließt Goerdeler in sein Herz. Er gibt der Gestapo einen Wink. Von seiner Zelle aus darf Goerdeler bis zum Februar 1945 eine merkwürdige Aktivität entfalten, mit der er sein Leben freizukaufen hofft.
Das erste, was er schreibt, ist ein Aufruf an das deutsche Volk, sich freudig dem „Führer" Adolf Hitler unterzuordnen, dessen wunderbare Errettung am 20. Juli deutlich den Willen Gottes zeige. Ende August erscheint Himmler in Goerdelers Zelle und schlägt ihm vor, seine Verbindung zu dem schwedischen Bankier Wallenberg zu benutzen, um einen Kontakt zu Churchill herzustellen und ihm im Namen Himmlers einen Friedensschluß mit Deutschland anzubieten. Die Bitte Goerdelers, ihn persönlich zu Wallenberg zu schicken, lehnt Himmler ab. So muß sich Goerdeler mit der Abfassung eines schmalzigen Briefes an Wallenberg begnügen, den Himmler auf geheimen Wegen dem schwedischen Bankier zuleitet und der unbeantwortet bleibt. Bis Februar 1945 beschäftigt sich Goerdeler im Auftrag der Gestapo mit der Abfassung schriftlicher Arbeiten zur „Erneuerung der Selbstverwaltung" und anderen Fragen im Zusammenhang mit der Nachkriegsentwicklung Deutschlands nach einem angenommenen Separatfrieden mit dem Westen. Seine im Gefängnis verfaßten Schriften werden von der Gestapo eifrigst bearbeitet, es entsteht ein Band von ungefähr 800 Schreibmaschinenseiten. In diesen Schriften lobt Goerdeler die „Errungenschaften" der faschistischen Behörden auf dem Gebiet der Verwaltungsreform in Deutschland über alle Maßen.
Aber es nutzt ihm nichts. Er wird im Februar, nach Beendigung der letzten Seiten seiner Denkschriften, erschossen.
Militärs wie Helldorf, Stieff, Hoepner standen mehr unter Goerdelers als unter Stauffenbergs Einfluß, von solchen standpunktlosen Mitwissern wie Fromm ganz zu schweigen. An der reaktionären Haltung der Führung und ihrer Feindschaft gegen die Massen des eigentlichen deutschen Widerstandes scheiterte die „Palastrevolution" vom 20. Juli.

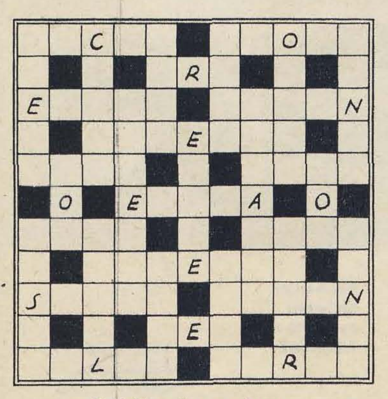




SILBEN-KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Meeresteil zwischen Norwegen und Jütland, 3. sibir. Waldsteppe, 4. südamerik. Kamelart, 5. Ruhebett, 6. Stadt am Dnepr, 8. Werk der Bildhauerkunst, 9. sowj. Halbinsel an der Straße von Kertsch, 10. sowj. Währungseinheit, 11. Reihenfolge, Umlauf, 12. Name der Elbe in der ČSSR, 14. Gelenkband, 15. Teilgebiet der Mathematik.

Senkrecht: 1. Stufenfolge, 2. Wissenschaft der deutschen Sprache, Geschichte und Literatur, 3. chines. Insel, 5. Antennenart, 7. Komponist der Operette „Csardasfürstin", 8. Edelmetall, 9. Segelausrüstung eines Schiffes, 10. kegelförmiger Zapfen, 11. sportl. Wettkampf, 13. Stadt an der Fulda.



KREUZGITTER

Die nachfolgenden Begriffe sind so in die Figur einzusetzen, daß, unabhängig von Reihenfolge und Richtung, ein Kreuzworträtsel entsteht.

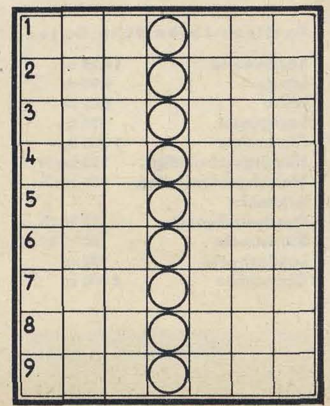
Hoher Dienstgrad – Einspruchsformel – Hauptstadt eines sozial. Staates – Strom in Afrika – poln. Luftfahrtgesellschaft – Sportboot – franz. Fernsehsystem – Schmuckstück – Laubbaum – Tanz – Schultertuch – Korallenriff – Zuggeschirr – russ. revol. Dichter – japan. Münze – Stadt in der VR Polen – Weinschenke – Lobrede – Teil des Fußballfeldes – Pflanzenfaser – Himmelsrichtung – Körperertüchtigung – Auslese – Schiffsseil – Schusterwerkzeug – deutscher Maler und Radierer (1717 bis 1799) – nord. Hirsch – poln. LKW – trop. Ölpflanze – Blume – dän. Insel – Handelsstadt des Altertums in Kleinasien – Sache, Angelegenheit – Held der griech. Sage.

FULLRÄTSEL

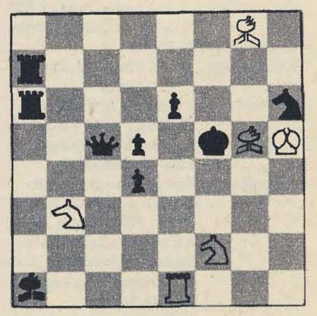
Es sind neun waagerechte Wörter zu bilden.

1. Preßrückstände, 2. Haltestelle, 3. Glied des Dachverbands, 4. Volk in der Sowjetunion, 5. Chorwerk, 6. Industriegemeinde im Bezirk Cottbus, 7. Autorin des Romans „Stahl", 8. Wochentag, 9. Schlußteil einer italienischen Opernarie.

Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben der Kreisfelder – von oben nach unten gelesen – die Bezeichnung für die Lehre von der Vorbereitung und Lenkung großer militärischer Operationen.



SCHACH



Matt in drei Zügen (Dawson)

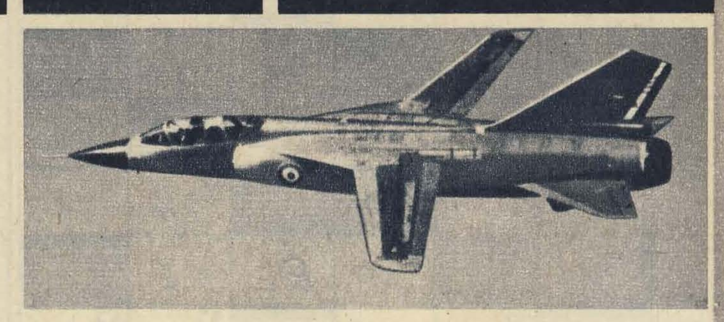
Auflösungen aus Nr. 4

KREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Knall, 5. Samos, 8. Kefir, 12. Seele, 13. Troll, 14. Arsen, 15. Renke, 18. Klops, 19. Uranus, 20. Arbeit, 21. Eta, 23. Melun, 25. Tee, 27. Rang, 30. Lee, 32. Nell, 33. Abel, 36. Alai, 38. Die Tage der Commune, 39. treu, 40. Trio, 41. Aspe, 43. Ede, 45. Lear, 48. Ger, 50. Thema, 53. Ire, 54. Eisler, 56. Mantel, 58. Nisse, 59. Nepal, 61. Trakt, 62. Serin, 63. Egeln, 64. Adele, 65. Eisen, 66. Reden. – **Senkrecht:** 1. Krater, 2. Assuan, 3. leer, 4. Lenau, 5. Serum, 6. Man, 7. Stern, 8. Koker, 9. Elli, 10. Flotte, 11. Ressel, 16. Esel, 17. Kaue, 22. Tabidse, 24. Legende, 26. Elinvar, 28. Gatte, 29. Regel, 31. Flora, 32. Nimol, 34. Bar, 35. Leu, 36. Act, 37. Ami, 41. Agenda, 42. Presse, 43. Ehre, 44. Emma, 46. Eiland, 47. Reiten, 49. Isere, 50. Tenne, 51. Aalen, 52. Otter, 55. Isel, 57. Erle, 60. Pas.

VOM KERN ZUM WORT. 1. Falimint, 2. Larifari, 3. Ottomane, 4. Taganrog, 5. Tailleur, 6. Indianer, 7. Leitwerk, 8. Linoleum, 9. Elektron. – Flottille.

SCHACH. Hübscher Zugwechsel mit Mattveränderungen. Satz: 1. . . . D:g4 2. De7 matt. 1. . . . De6 2. Da4 matt. Spiel: 1. Sd61 D:g4 2. De8 und 1. . . . De6 2. D:b7 matt.

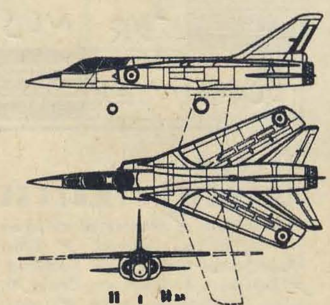
AMD Mirage G (Frankreich)



Taktisch-technische Daten:

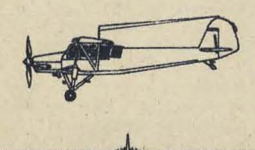
Spannweite	6,15···13,0 m
Länge	16,80 m
Höhe	5,35 m
Startmasse	18 000 kg
Geschwindigk.	2 200 km/h, max. 2 500 km/h in 12 000 m Höhe
Gipfelhöhe	20 000 m
Reichweite	6 500 km ohne Zusatztanks
Triebwerk	1 Turbine SNECMA TF 306 C. 5 300 kp Schub; bei Nachbrennung 9 300 kp Schub
Bewaffnung	Konventionelle Lenkwaffen oder den brit.-franz. Flugkörper AJ 68/AS 37 „Martel"; keinen Bombenschacht, jedoch als Trägerflugzeug für die franz. A-Bombe vorgesehen
Besatzung	2 Mann

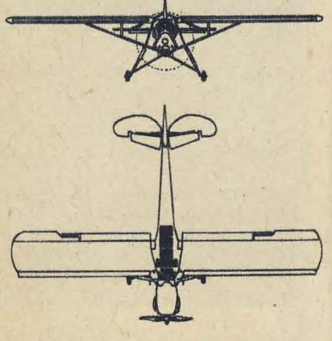
Der Schwenkflügler, der in seiner Grundkonzeption auf der Mirage F-2 aufbaut, soll das Kampfflugzeug der 80er Jahre für die britische und französische Luftwaffe sein. Er besitzt Kurzstart-Eigenschaften (Startstrecke 500 m). Die Ausrüstung mit zwei Turbinen ist vorgesehen, desweiteren ein Muster unter der Bezeichnung G 3 M als Trägerkampfflugzeug.



ARMEE-RUNDSCHAU 5/1970 | TYPENBLATT | FLUGZEUGE

Fieseler Fi 156 „Storch" (Deutschland)





Taktisch-technische Daten:

Spannweite	14,25 m
Länge	9,90 m
Höhe	3,05 m
Leermasse	930 kg
Startmasse	1 320 kg
Höchstgeschwindigk.	175 km/h
Marschgeschwindigk.	150 km/h
minimale Geschwindigkeit	50 km/h
Startstrecke	50···75 m
Landestrecke	125 m
Gipfelhöhe	4 600 m
Reichweite	380 km
Steigzeit auf 1 000 m	4 min
Triebwerk	1 Argus AS 10 C 8-Zyl.-Reihenmotor; 240 PS
Besatzung	1 und 2 Mann

Der Fieseler „Storch" wurde als Verbindungs- und Kurierflugzeug im zweiten Weltkrieg eingesetzt. Er kann als eines der ersten Kurzstart-Flugzeuge angesehen werden.



„Tiger" II/1943 (Deutschland)

Taktisch-technische Daten:

Masse	69,7 t
Länge	7 260 mm; ü. a. 10 260 mm
Breite	3 750 mm
Höhe	3 090 mm
Panzerung max.	150 mm
Höchstgeschwindigkeit	38 km/h
Fahrbereich	110 km
Motor	12-Zyl.-Maybach-Otto, 700 PS
Überschreitfähigkeit	2 500 mm
Watfähigkeit	1 650 mm
Kletterfähigkeit	850 mm
Steigfähigkeit	30°
Bewaffnung	1 Kanone 8,8 cm (aus Flak entwickelt); 3 MG 7,92 mm
Besatzung	5 Mann

Der „Tiger" II – Varianten A und B – kam 1944 erstmals zum Einsatz. Er war ein stark gepanzertes und gut bewaffnetes Kampffahrzeug, aber sehr unbeweglich. Insgesamt wurden 487 Stück gefertigt.

Kran KM-61 (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Gesamtlänge mit Kfz.	4 150 mm
Masse des Krans	870 kg
Seilrolle Ø	175 mm
Seiltyp	H 190 – J 55
Seil Ø	B 13 × 160, TGL 0-655 12,5 mm
Seillänge	17 000 mm
Seilstränge des Flaschenzuges	2
Tragfähigk. des Kranes – zulässiger Wert	3200 kp bei 2000 mm Ausladung (veränderlich)
Hubhöhe	3230 mm bei 2000 mm Ausladung (veränderlich)
zul. Geländeneigung	4 Grad

Trägerfahrzeug für den KM-61 ist der LKW KrAZ 214. Der Kran dient zum Be- und Entladen der auf dem KrAZ transportierten Teile des Minenräumgeräts KMT-5.



Die Rechnung

Fortsetzung von Seite 14

gen. Man stöberte sie in Kellern und Erdbunkern auf. In der Nacht wurden sie zur Erschießung geführt. Makaruschka trug sein zweijähriges Schwesterchen auf dem Arm. An einer Schlucht stellte man sie alle auf.
Eins konnte sich Makaruschka nie verzeihen: Daß er in diesem letzten Moment sein Schwesterchen auf dem Arm gehabt hatte.
„Auf den Boden hätte ich sie stellen sollen! Sie war klein und hätte zwischen all den Beinen durchrutschen können. vielleicht hätte es keiner bemerkt. Es war ja Nacht. Aber sie hat sich so verängstigt an mich geklammert, daß ich sie nicht von mir lösen konnte. Mit ihren kleinen Fingernägeln hat sie sich hier tief eingekrallt."
Er wies auf seinen Hals. Und ich dachte damals, er wird sein Leben lang die Fingernagelspuren des zweijährigen Schwesterchen fühlen, das den Tod mit seinem ganzen kleinen Körper spürte.
„Es hätte noch wachsen können . . ." sagte der junge Deutsche von dem Schwein, das dreißig Kilo wog. Es war sein Schwein, und niemand hatte das Recht, es ungestraft zu erschießen. Und der Vater, der in Hausschuhen auf der Bank saß, nickte Pfeife paffend vor sich hin; er war mit dem Sohn zufrieden.
Ich sah den jungen Deutschen von unten her an. Er war vierzehn Jahre alt und noch im Stimmbruch. Er war jetzt ebenso alt wie Makaruschka damals, als man ihn und sein zweijähriges Schwesterchen zur Erschießung führte, als er in der Nacht darauf aus dem Massengrab kroch und in den Wald schlich, wo er einsam wie ein wildes Tier seine Wunden mit Kräutern heilte.
Dieser Bengel hier hatte mit seinen vierzehn Jahren noch kein Leid erfahren, aber er wußte schon recht gut, was man für ein Kilogramm vollwertiges Schweinefleisch verlangen muß. Und so stand er mit der Rechnung in der Hand vor mir, überzeugt von seinem Recht, uns die Rechnung zu präsentieren. Am Abend gab es Schweinefleisch. Wie jeden Abend um diese Stunde gingen die Bauersleute fort, sehr unzufrieden mit uns.
Hinter dem Gehöft, hinter den kleinen gepflegten Feldern, ging die Sonne unter. Leuchtendes Abendrot loderte in der durchsichtigen Luft, im Zimmer dämmerte es bereits.
Ich hörte, wie das Gartentor klappte. Unbekannte, schleppende Schritte näherten sich. Vom Fenster aus konnte ich einen Teil des Hofes überblicken. Ich wartete, bis ich einen Mann sah. Er war ausgemergelt, schleifte ein Bein mühsam nach, ging aber so über den Hof, daß ich spürte: Er ist schon mal hier gewesen. Als er zur Tür des Schweinestalls kam, spähte er in die dunkle Tiefe. Er merkte nicht, daß ihn der Sohn des Bauern hinter einem Brennholzhaufen hervor beobachtete. Schon wollte der Junge ihn barsch anfahren, da veränderte sich etwas in seinem Gesicht: Er erkannte den Mann.
Schon waren die Schritte auf der Vortreppe zu hören. Die Gardinen am Fenster verdeckten den Rumpf, ich sah nur seine Füße in geflickten Schuhen die Stufen heraufkommen. Mit dem rechten Fuß aufzutreten schmerzte ihn offenbar, denn kaum tat er das, wechselte er schon auf den gesunden Fuß über und schleifte das kranke Bein die Stufen hinauf. Er fand die Klinke nicht sogleich; ich hörte draußen eine Weile seinen schweren Atem. Schließlich öffnete sich die Tür, und er überschritt die Schwelle. Es war ein alter Mann in grauem, verschossenem und offenbar fremdem Anzug; er hing förmlich an ihm herunter. Er blickte sich im Zimmer um, und mir schien wiederum, daß er hier schon einmal gewesen sein müßte.
„Guten Tag!" sagte ich russisch aus dem dunklen Winkel.
Er zuckte zusammen, wandte sich mit einem seltsamen Augenausdruck rasch um. Aber das war kein Erschrecken. Er erkannte mich und grüßte, nahm die runde Lagerkappe vom Kopf und fragte etwas auf polnisch. Ich zuckte die Achseln. Da zeigte er mit einer Handbewegung auf alle Dinge im Raum und fragte nochmals etwas auf polnisch und auf deutsch. Er suchte den Deutschen, den Herrn dieses Hauses. Ich sagte, er sei an sich zwar hier, aber augenblicklich nicht anwesend. Ich bemerkte, mit welcher Spannung er meine Antwort erwartete.
„Ist hier", wiederholte er erleichtert. Und plötzlich bedankte er sich bei mir: „Dziękuję."
Ich rückte ihm einen schweren Eichenstuhl hin, er setzte sich; seine mageren Knie stachen spitz hervor. Jetzt aus der Nähe erkannte ich, daß er kein alter Mann war, sondern ein sehr erschöpfter Mensch mit eingefallenen Schläfen und grauem, blutleerem Gesicht. Mir hatte man eben erst Schweinefleisch auf einem Teller hereingebracht, ein saftiges Stück Schweinebraten und mit Speck gebratene Kartoffeln. Das Essen war noch heiß und duftete; der Geruch reizte den hungrigen Mann. Er sah einigemale auf den Teller. Vielleicht etwas zu eilig schob ich ihm den Teller hin. Da bemerkte ich Entsetzen in seinen Augen.
„Nic, Nic!" sagte er kopfschüttelnd.
„Aber so essen Sie doch, essen Sie", drang ich in ihn. „Ich bekomme gleich noch mal." Doch er schob mit schwacher Hand den Teller fort. Verständnislos gab ich nach. Aus lauter Verlegenheit schenkte ich ihm Wein ein. Er dankte mit den Augen und trank gierig; er war durstig. Die Haut an seinen Schläfen spannte sich und lockerte sich wieder; an seiner Hand, die das Glas hielt, traten das Gelenk, ein Band aus trockenen Sehnen, und strahlenförmig in die Finger verlaufende Knochen hervor. Schrecklich war sein auf und ab hüpfender, mit Bartstoppeln bedeckter Adamsapfel anzusehen.
Er begann zu husten, bevor er ausgetrunken hatte, lange und quälend, bis er blau anlief.

Dann keuchte er eine Zeitlang entkräftet und mit Tränen auf den Wangen; seine Hände zitterten. „Haben Sie früher hier gewohnt?“ fragte ich, weil ich bemerkte, wie er sich seiner Schwäche schämte. „Kennen Sie dieses Haus?“ Er schüttelte den Kopf.

„Bin Polak“, sagte er, um seine Lage hier zu erklären, die Lage eines gewaltsam nach Deutschland verschleppten Menschen. „Ich wollte ihn sehen.“

Er klopfte auf den Tisch und sah mich dann an. „Meine Frau hat hier gelebt. Hier!“ Er wies auf den Kuhstall. Es kostete ihn einige Mühe, den Arm zu heben. „Und hier hatte ich einen Sohn.“ Er sah mich wieder an. „Als er geboren wurde und schrie, hielt sie ihm den Mund zu, damit ihn niemand hört. Aber nur einen Toten kann man für immer verbergen. Einmal hatte sie ihn an der Brust, als der Deutsche in den Kuhstall kam. Er sagte nichts, sah nur das trinkende Kind an. Sie konnte mir nicht beschreiben, wie er ausgesehen hat, sie weinte nur und zitterte am ganzen Leibe, als sie mir davon erzählte. Was konnte ich tun? Ich arbeitete bei einem Deutschen dort drüben im Dorf, aber was hätte ich tun können?“

Seine blassen trockenen Lippen bewegten sich langsam, wie froststarr. In der frühen Dämmerung glitzerte das Licht der Fensterscheiben in seinen starren Augen, deren Blick nach innen gerichtet war.

„Jetzt weiß ich, wie er sie angesehen hat. Er, der Herr, hat ihr zu essen gegeben, damit sie für ihn arbeitete, aber das Kind saugte ihr die Kräfte aus ... Danach hat sie den Kleinen versteckt, wenn sie aufs Feld mußte. Sie sagt, sie habe ihn schreien hören. Aber ich denke, dieser Schrei ist immer schon in ihrem Herzen gewesen. Sie ist vom Feld gerannt und hat gehört, wie das Kind schrie. Und der Bauer schirrte im Hof die Pferde an, um zu Besuch zu fahren. Der Schweinestall aber war von außen mit einem Brett verstellt. Sie ahnte, was geschehen war, und stürzte dorthin. Und als sie die Schweine auseinandergetrieben hatte, sah sie unseren Jungen. Seitdem hatte sie nur noch das vor Augen. Als sie dann völlig von Sinnen war und schon nicht mehr arbeiten konnte, nahm der Deutsche sie bei der Hand und führte sie in die Berge, ins Lager. Dort hatten sie ein Krematorium. Sie begriff nicht, wohin man sie führte, und das war ihr Glück.“

Er erzählte mir das alles in einem Gemisch von Deutsch und Polnisch. Draußen im Hof sangen die Aufklärer zweistimmig ein Lied. Ich konnte sein Gesicht kaum noch erkennen: Statt der Wangen sah ich nur noch Schatten, im Abendschummer blitzten seine Augen aus tiefen Höhlen.

„Anderthalb Jahre war ich im Lager und blieb am Leben, um hierher zu kommen“, sagte er. Ich erinnerte mich, daß der Bengel, der Bauernsohn, den Polen hinterm Holzstapel hervor beobachtet hatte. So trat ich ans Fenster und rief Margoslin. Das Lied verstummte. Margoslin blieb unterm Fenster stehen und hob den Kopf, denn er war klein von Wuchs.

„Hol mal den Jungen her!“ befahl ich.

Gute zehn Minuten lang waren im Hof, hinter der Scheune und rings um das Haus Schritte und Stimmen zu hören. Im Zimmer wurde es völlig dunkel, nur zwei Fenster schimmerten, und in der Ecke blieb ein Spiegel hell. Für alle Fälle fragte ich den Polen, ob er das Dorf kennt, in dem der Bauer immer übernachtete, und ob er mit uns kommen wolle. Dann saßen wir schweigend da. Endlich erschien Margoslin. Wie ich erwartet hatte, war der Junge nirgends zu finden.

Zu viert – der Pole, Margoslin, Makaruschka und ich – gingen wir durch den Wald. Der Mond war halb aufgegangen. Und als er schon hoch am Himmel stand, sahen wir in seinem fahlen Schein, der die nächtliche Welt geheimnisvoll verändert, das Dorf: Bläuliche Häuserwände, feuchte abschüssige Ziegeldächer und blitzende Scheiben in dunklen Fenstern.

Zwei von uns beobachteten das Haus und die Scheune, die anderen beiden traten leise in den Hof, der leer und im Mondenschein wie ausgefegt wirkte. Über eine Holzleiter gelangten wir auf den Heuboden, unten zerrte der vom Bellen heisere Köter an der Kette, die ihn ständig umriß. Doch in keinem der Fenster ging Licht an, keine Tür öffnete sich.

Im Heu, aus dem Dunkel schimmernd, lagen zwei Federbetten nebeneinander, die noch die Spuren von Körpern aufwiesen. Wir tasteten mit der Taschenlampe alle Winkel in der Scheune, im Haus und im Hof ab. Die wir suchten, waren nicht da. Sie blieben auch am nächsten Tag verschwunden. Später erfuhren wir, daß sie nach dem Westen gegangen waren, alle drei.

Die Einwohner sagten, es seien sehr schlechte Menschen gewesen. Einige sagten sogar, er sei Nazi gewesen. Oder auch sein Bruder. Das sagten sie alles jetzt.

Nur Magda sagte weder Gutes noch Schlechtes über sie. Sie sprach überhaupt nicht. Einige Tage kam sie noch wie immer in früher Morgenstunde zur Arbeit, fütterte die Schweine, fegte den Hof und melkte die Kühe. Sie erfüllte ihre Pflichten, deren Erfüllung sie mechanisch an das Leben band. Und die gemolkene Milch stand in den Kannen und wurde sauer.

Sicherlich halten unsere einstigen Wirtsleute noch heute jene Maitage für die schwärzeste Zeit ihres Lebens. Damals war der Junge vierzehn Jahre alt und hatte noch Stimmbruch. Viele von ihnen hatten damals Stimmbruch. Jetzt hat sich die Stimme gefestigt. Und mit dieser gefestigten Stimme erklären sie der Welt aufs neue, was man ihnen angetan habe.

Doch in jenen ersten Friedenstagen stand ein vierzehnjähriger magerer Deutscher vor mir mit der Rechnung in der Hand. Ich sehe ihn jetzt noch vor mir – die Nase bleich, das Gesicht vor Erregung fleckig. Ihn interessierte nicht die Vergangenheit, er wollte nichts davon wissen, er wollte sein Schweinefleisch bezahlt haben. Und schon damals war er überzeugt von seinem Recht, uns die Rechnung zu präsentieren.

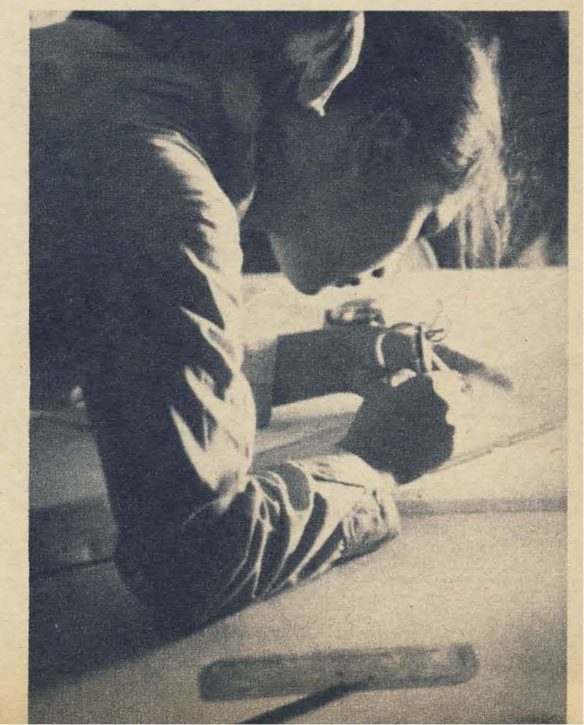


Die Kanonenmädchen von Ngu Thuy

Fast vier Stunden sind wir nun schon unterwegs, und noch immer ist Ngu Thuy mit seiner berühmten Küstenbatterie nicht erreicht. Früh um vier Uhr waren wir von unserem Stützpunkt in der Provinz Quang Binh, etwa 20 km nördlich von Dong Hoi, aufgebrochen. Rund 30 000 km hatten wir zuvor bereits auf recht unterschiedlichen Straßen in Nordvietnam zurückgelegt und waren Zeugen barbarischer Verbrechen vierjähriger amerikanischer Aggression geworden. Aber diese 80 km bis zum Fischerdorf Ngu Thuy schienen alles bisher Erlebte in den Schatten zu stellen. Links und rechts von der Straße Trümmer und Ruinen, Bombenkrater an Bombenkrater. Eine zerfetzte und verwüstete Landschaft. Die Küstengemeinde liegt in „vorderster Front" – fast unmittelbar am 17. Breitengrad.

Endlich hat die strapaziöse Fahrt ein Ende. Zu Fuß müssen wir nun noch zwanzig Minuten bis zur Stellung laufen, weil das Fischerdorf an der Westseite, im Schutz der gewaltigen Dünenberge liegt. Jeder Schritt kostet viel Kraft und so manchen Schweißtropfen. Hier, im südlichsten Teil der DRV, ist auch an der Küste der heiße Laoswind oft stärker als die kühlende Meeresbrise. Schon in den Morgenstunden herrscht eine beachtliche Hitze. Es mögen bereits über dreißig Grad sein. Auf den Dünen liegen noch zahlreiche Blindgänger, so daß wir hinter unserem ortskundigen Führer nicht vom Pfad abweichen dürfen.

Schilfgras und kleines Wurzelgestrüpp sind die einzige dürftige Vegetation. Wir entdecken einen Laufgraben und stehen nach wenigen Minuten in der Stellung. Vor uns das Geschütz, eine sowjetische 85-mm-Kanone, das Rohr auf das südchinesische Meer gerichtet.



Die Strapazen sind vergessen, und der Anblick der angetretenen „Mann“schaft entschädigt uns für alles. Die Bedienung – hübsche, schlanke, schwarzhaarige Mädchen – schaut uns an und wir sie. Herzlich ist die Begrüßung, und mit Freude vernehmen wir Dankesworte für die tatkräftige Solidarität unserer Republik. Keines der Mädchen ist jünger als sechzehn Jahre, keines älter als dreiundzwanzig. Alle sind sie Mitglieder des Verbandes der werktätigen Jugend Vietnams.

Die Stellung ist gut getarnt. Fleißig haben die Bewohner des Dorfes mitgeholfen; denn Bambus, Reisstroh und anderes Baumaterial mußten oft von weither herangeholt werden.

Wir klettern in einen Unterstand hinab. Seine Einrichtung ist einfach: in der Ecke zwei Pritschen, auf einem Hocker daneben das Feldtelefon, an der Wand ein Bildnis Ho Chi Minhs, einige Urkunden und Orden.

„Im Frühjahr 1967 war es“, erzählt uns der stellvertretende Kommandeur der Einheit, Tran thi Tat, nicht mehr als zwanzig Jahre alt, „da begannen die Amerikaner verstärkt, auch unsere Dörfer hier, die Fischerboote und die Deiche mit ihrer Schiffsartillerie zu beschießen. Wir Mädchen von Ngu Thuy wollten dieser Eskalation nicht wehrlos ausgeliefert sein und baten darum, eine Milizgruppe aufbauen zu dürfen.“ Wenige Wochen später schon traf die erste Kanone ein. Mädchen, die früher nur Netze flickten, Segel nähten, auf den Feldern arbeiteten, ja, noch zur Schule gingen, wurden Artilleristinnen. Zwei Soldaten der Vietnamesischen Volksarmee halfen ihnen dabei. Sie weihten die Mädchen in die Geheimnisse des direkten und indirekten Richtens ein, lehrten sie den Stellungsbau und vieles andere mehr. Ehrgeizig, wie die Mädchen waren, schafften sie den Lehrstoff in Rekordzeit.

„Oft haben wir bis in die Nacht hinein gelernt. Jede freie Minute nutzten wir, um das Geschütz kennenzulernen und an ihm zu üben“, erzählt Tran thi Tat. „Die Mädchen mit den besten Schulkenntnissen“, so fährt sie fort, „wurden als Rechner oder als Richtkanoniere eingesetzt oder auf die B-Stelle kommandiert.“

Was diese Mädchen auch physisch vollbringen, ist erstaunlich. Jede von ihnen bringt vielleicht vierzig bis fünfundvierzig Kilo auf die Waage, und eine 85-mm-Granatpatrone wiegt etwa 20 kg. Bei einem Stellungswechsel beweisen sie uns, was sie können. Das geht militärisch exakt, schnell und diszipliniert vor sich.

Man sieht den Mädchen die Anstrengungen an; denn die Räder versacken bis zu den Achsen im lockeren Sand. Doch die Stoppuhr des Kommandeurs zeigt eine fabelhafte Zeit.

Wir bewundern diese für uns ungewöhnliche Milizgruppe, und wir fühlen uns mit ihr eng verbunden. Den Haß und die Kampfkraft dieser tapferen Schar bekamen die Feinde zu spüren. Am 7. 2. 1968 näherte sich ein leichtes Kriegsschiff der 7. US-Flotte der Küste und beschoß die Ortschaft. *Alarm!* Mit Bravour erfüllten die Artilleristinnen ihren ersten Kampfauftrag. Der Grenzverletzer und Aggressor wurde versenkt. In der Zeit der angeblichen beschränkten Bombardierung, in der das Gebiet zwischen dem 17. und dem 19. Breitengrad in Wirklichkeit mit der siebenfachen Intensität zu vorher angegriffen wurde, schickten sie drei weitere Schiffe auf den Grund des Meeres. Zahlreiche andere wurden beschädigt und in die Flucht geschlagen.

Wir möchten gern wissen, wie die Alarmierung organisiert war. „In dieser schweren Zeit“, so berichtet Tran thi Tat, „kannten wir kaum Ruhe. Tag und Nacht war unsere Stellung besetzt. In einem bestimmten Rhythmus wechsel-





Zu Schwert und Schild griffen vor Jahrhunderten vietnamesische Frauen, um die Heimat zu verteidigen. Heute wissen sie selbst mit Kanonen siegreich zu fechten.

Die Dünen hallen jetzt nicht mehr vom Gefechtslärm wider, und es lebt sich etwas leichter. Doch nach wie vor sind die Mädchen von Ngu Thuy wachsam und kampfbereit; denn Imperialisten ist nicht zu trauen.



ten wir lediglich die diensthabenden Bedienungen aus. Drang der Feind in unsere Küstengewässer ein, so alarmierten wir per Telefon alle, die wachfrei waren, in der Gemeinschaftsunterkunft."

Und weithin war der „Gong" zu hören – die Hälfte einer Mutterkugelbombe, die inmitten des Dorfes an einem starken Ast angebunden war. Ertönte er, so war das ganze Dorf auf den Beinen. Frauen, Kinder und Greise brachten den Milizionärinnen zu essen und schleppten Munition heran. In ruhigeren Stunden halfen sie beim Bau von Wechselstellungen.

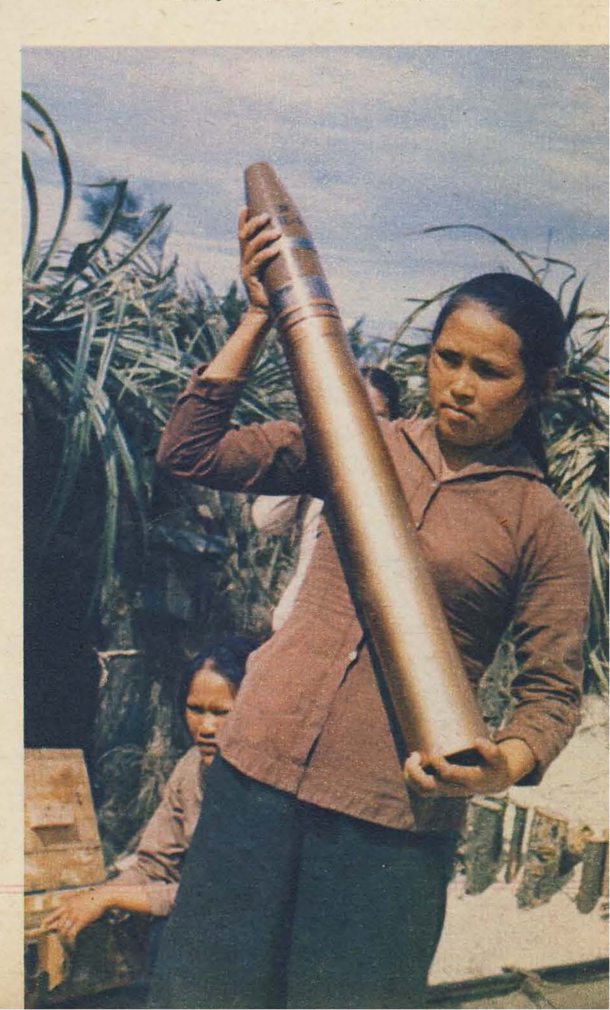
Und heute? Wie verläuft der Dienst, nachdem die Aggression gegen die DRV zurückgeschlagen wurde? Wir fanden die Stellung in einem sauberen und gepflegten Zustand. Die Kanonen – gut geölt, die optischen Einrichtungen abgedeckt – sind stets einsatzbereit. Alle Mädchen sind im Dorf zu Hause und gehen dort ihrer Arbeit nach als Reisbäuerin, Flechterin oder Netznäherin. Oft fahren sie auch mit hinaus auf's Meer zum Fischfang. Und für die Zukunft hat fast jedes dieser zarten und feingliederigen Mädchen feste Vorstellungen, ein Berufsziel. Einige wollen studieren, andere werden im Dorf bleiben und mit wissenschaftlichen Kenntnissen den Fischfang und den Reisanbau verbessern. Aber es wird Jahre dauern; denn die dem Land zugefügten Schäden sind unermeßlich groß. Und natürlich werden sie auch heiraten und Kinder haben.

Jeden Morgen treffen sie sich in der Stellung, um ihre militärischen Kenntnisse aufzufrischen und die Stellung auszubessern; denn der Wind treibt den Dünensand ständig in das Grabensystem. Zweimal im Monat ist eine ganztägige Schulung angesetzt. Oft kommen Offiziere der Volksarmee zu ihnen, um sie politisch zu schulen und ihr artilleristisches Können zu überprüfen.

„Also ist die Stellung jetzt tagsüber verwaist?" fragen wir am Schluß unseres Gespräches Tran thi Tat. Sie lächelt, bittet uns, ihr zu folgen. Wir gehen zur B-Stelle. Hier treffen wir Van Sin, die heute Dienst als Beobachter hat. Wir schauen durchs Scherenfernrohr und haben sie vor uns, die Schiffe der 7. US-Flotte. Nah, provozierend nah sind sie.

„Sie bleiben ständig im Visier", sagt Van Sin, „denn noch ist kein Frieden in Vietnam. Jeden Tag können die Amerikaner ihre Angriffe wieder aufnehmen. Wir sind darauf vorbereitet."

Hauptmann d. R. Günther Horn





HEFT 5
MAI 1970
PREIS 1 MARK

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Oberstleutnant Hansjürgen Usczeck · Anschrift: 1055 Berlin, Postfach 7986 · Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst A. A. Selenzow und Oberstleutnant E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant d. R. Z. Flisowski, Warschau; Oberst J. Schaulow und Oberstleutnant L. Georgiew, Sofia; Major J. Červený, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postfach 6943 · Erscheint monatlich · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG Werbung (Preisliste Nr. 4) · Gesamtherstellung: INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler
DAMW
Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der Verdienstmedaille der NVA in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 4. März 1970

Fotos: Gebauer (9) Titel, S. 3, 4, 6, 8, 9, 74, Rücktitel; Bersch (1) S. 2; Wenzel (1) S. 15; DEFA/Zähler (1) S. 19; Udowitschenko (1) S. 20; Archiv (14) S. 22, 23, 25, 30, 38, 50, 75, 84, 85; Lobik (5) S. 40, 41, 42, 43; Uhlenhut (14) S. 47, 48, 49, 54, 55, 56, 57, 58, 59; Willmann (1) S. 50; Zentralbild (6) S. 60, 61, 67, 92; Schönfeld (1) S. 65; Klöppel (1) S. 73; MBD/Hoepner (1) S. 74; Kunstmann (1) S. 76; Gaul (1) S. 89; Hajek (4) S. 90, 91, 93; Billhardt (1) S. 92.

Die ersten fünfzehn Lebensjahre verbrachte Olga Wardaschewa in fast uneingeschränkter Freiheit in ihrer Heimat, dem Nordkaukasus. Ihr Vater war als Journalist viel unterwegs – mehr noch die Mutter, Mitglied eines Gesangsensembles. Als Olga erwachsen wurde, übersiedelte die Familie nach Leningrad, Vater bekam größere Aufgaben, Mutter wurde Solistin des berühmten Zigeunerlieder-Ensembles. Was tun mit einer hübschen Fünfzehnjährigen, damit sie allein in einer fremden Großstadt nicht auf dumme Gedanken kommt?! Olga kam in die Lehre als Feinmechanikerin für Elektro-Relais, machte spätnachmittags die Aufgaben zum Abschluß der Zehnklassenschule und ging abends ins Laienensemble und sang. Dies natürlich nur zum Spaß. Neben einer so berühmten Mutter wagte sie nicht, an eigene Erfolge

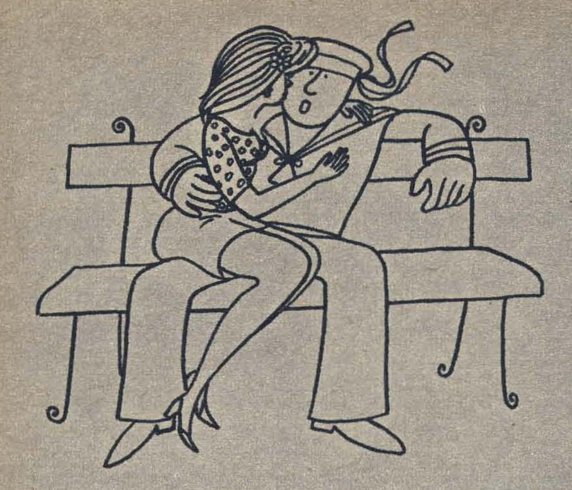


Olga Wardaschewa

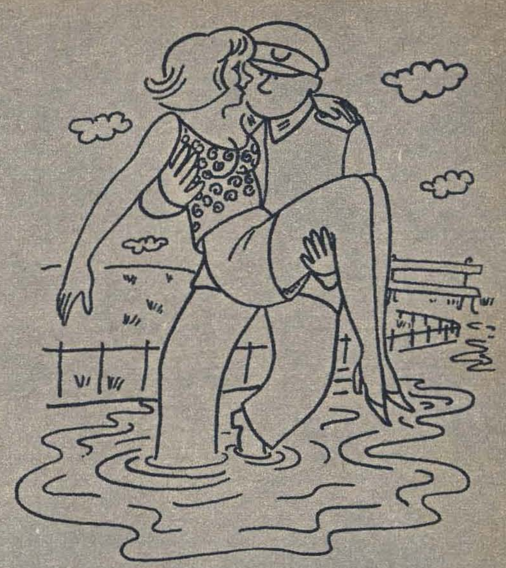


zu denken. Ganz anderer Meinung jedoch waren die Kollegen, die Gesangspädagogen und Experten für junge Talente, die Olga unterrichteten, sie zu Festivals delegierten, aus denen sie preisgekrönt zurückkam, und die es fertigbrachten, die „junge Wardaschewa" zunehmend zur ebenbürtigen Kollegin ihrer darauf recht stolzen Mutter zu machen. Seit drei Jahren ist Olga Gesangssolistin der Leningrader Music-Hall. Beim Allrussischen Gesangsfestival 1967 erhielt die ausdrucksstarke Mezzosopranistin den 1. Preis und für ihr Lied „Zärtlichkeit" das Diplom 1. Grades. Olga liebt Lieder, die zärtlich, lyrisch und romantisch sind, sie wird am Moskauer Liederfestival 1970 teilnehmen und träumt von eigenen Konzerten. Vorerst studiert sie weiter Gesang und trainiert mit dem Ballett der Music-Hall, schwärmt von ihrer ersten Auslandstournee und dem sachkundigen wie begeisterungsfähigen Berliner und Magdeburger Publikum. Auf die Frage, ob von ihrer einstigen Feinmechanikerlehre so viel blieb, um notfalls Bügeleisen oder Stehlampen zu reparieren, antwortet sie, „gelernt ist gelernt, vor allem habe ich's erfolgreich an meinem Radio erprobt, denn ohne Musik kann man freilich nicht leben!"

Helga Heine



„Aber auch sonst werden wir ganz schön 'rangenommen!"



„Fühlst du nicht auch, wie leicht und beschwingt die Mailuft macht?"

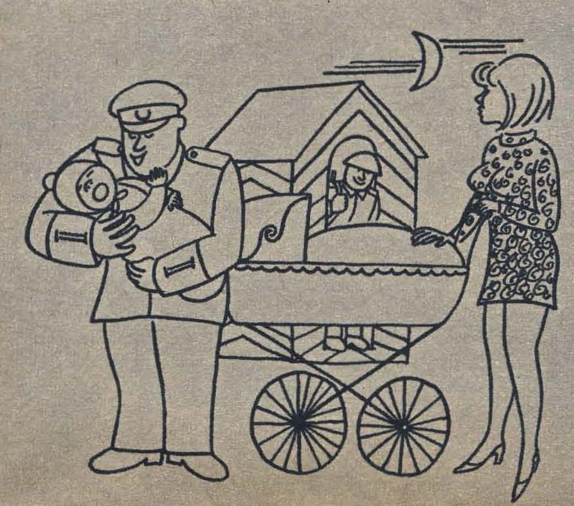


„Siehst du, meine Liebe, der Maier ist doch gekommen!"



„Du, ich glaube, der sucht Maikäfer!"

„Schlaf, Kindchen, schlaf! Der Vater ist Soldat. Soldaten müssen auch ins Bett und ist der Mai auch noch so nett. Schlaf . . ."



PAUL KLIMPKE:



31 036

